

UB Braunschweig

84



1204-702-2

Müller

Aus der
Geschichte der Harzlande

von

F. Günther.

Zweites Bändchen:

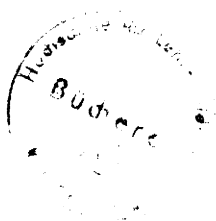
1. Aus der Zeit der Völkerwanderung.
2. Niederlassungen fremder Stämme in
späterer Zeit.

❧ Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. ❧

Hannover.

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior.)

1890.



Apr 5, 2

Inhalt.

	Seite
Aus der Zeit der Völkerwanderung.	1
1. Die ältesten Bewohner der Harzlande in geschichtlicher Zeit	1
Die Sachsen	2
Die Thüringer	3
2. Franken und Sachsen machen dem Thüringerreiche ein Ende	5
Ursache des Krieges	5
Der Kampf	8
Teilung der Beute	10
3. Der Zug der Sachsen nach Italien	11
Grund und Verlauf des Zuges	11
Einwanderung anderer deutschen Stämme in die südöstlichen Gaue	12
Rückkehr der Sachsen	13
Ortschaften der Eingewanderten	15
4. Die Königin Radegundiß	16
 Niederlassungen fremder Stämme in späterer Zeit.	 31
1. Das Eindringen der Sorben	31
2. Wendendörfer am Südrande des Harzes	33
3. Flämische Kolonien in der Goldenen Au	36
4. Die Einwanderung der Oberharzer	42



I.

Aus der Zeit der Völkermwanderung.

1. Die ältesten Bewohner der Harzlande in geschichtlicher Zeit.

Die Nachrichten über die ältesten Bewohner der Vorlande des Harzes — das Gebirge selbst war noch Jahrhunderte hindurch unbewohnt — sind überaus dürftig. Doch kann als gewiß angenommen werden, daß die (den mitteldeutschen Heminonen angehörenden) Cherusker d. i. Schwertmänner, welche vorher nur den Westrand des Harzes erreicht zu haben scheinen, zur Zeit ihrer höchsten Blüte fast den ganzen Saum unsers Gebirges inne hatten, wenn auch einzelne Gebiete dieser Vorlande nicht von ihnen selbst, sondern von den ihnen eng verbündeten Stämmen bewohnt wurden. Als solche werden am Nordrande des Oberharzes die Ramaven genannt, welche wieder die Fosen, deren Namen man mit dem Flüsschen Föse in Verbindung setzt, zu ihren nördlichen Nachbarn hatten.

Als gegen Ende des zweiten Jahrhunderts der Name der Cherusker und der übrigen Stämme verschwindet, erscheinen bald die Sachsen und einige Jahrhunderte später die Thüringer als Umwohner des Harzes. Doch bezeichnen diese Namen nicht etwa damals neu eingewanderte Völker, von denen die früheren Bewohner dieser Gegenden vertrieben oder unterjocht wurden, sondern sie sind nur die zusammenfassende Benennung der

aus einer Vereinigung der alten Einzelstämme entstanden Völkerbündnisse. Ist doch auch, da Sachs Meißer oder kurzes Schwert bedeutet, der Name der Sachsen mit dem der Eberusker, des mächtigsten in diese Volksvereinigung aufgehenden Stammes, dem Sinne nach völlig gleichbedeutend.

Die Sachsen.

Mit dem Namen „Sachsen“ wird zuerst, um 150 nach Chr., von dem Geographen Ptolemäus (aus Alexandria in Egypten) ein Volksstamm bezeichnet, welcher den Süden der cimbrischen Halbinsel, das Land östlich der unteren Elbe und nördlich der Trave, einnahm. Vom Jahre 286 an sind sie den Römern als ein verwegenes Küstenvolk bekannt, das zunächst in kühnen Seezügen die Küsten des römischen Niedergermaniens, Galliens und Britanniens raub- und beutegierig heimsuchte, dann aber, sich damit nicht begnügend, in Nordwest-Gallien (auf der damals Armorica genannten Halbinsel Bretagne) sich festsetzte und bald darauf (446) in Verbindung mit Angeln und Jüten in Britannien die sieben kleinen Königreiche gründeten, welche sich später zu dem angelsächsischen Reiche (England) zusammenschlossen. Zu derselben Zeit erscheinen auch schon die Sachsen in den weiten Ebenen zwischen Rhein und Elbe als zahlreiches, mächtiges Volk. Daß die in dieses aufgehenden Binnenstämme gerade den Namen jenes Küstenstammes annahmen, findet seine genügende Erklärung darin, daß der Sachsenname weit und breit der ruhmvollste und gefürchtetste war.

Die davon abweichende Stammesfrage der Sachsen, welche Widukind von Corvey in seine zur Zeit Ottos des Großen (936—973) verfaßte sächsische Geschichte aufgenommen hat, kann nicht den geringsten Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen. Darnach landeten die Sachsen in geringer Zahl an der Küste des Landes Hadeln, bemächtigten sich eines Hafens und erstritten sich in erbitterten Kämpfen von den Thüringern, deren Reich sich damals bis an das Meer erstreckte, einen Vertrag, welcher ihnen den Handel mit den Nachbarn gestattete.

Zu neuem Hader kam es, als sich ein sächsischer Jüngling dadurch eine große Strecke Landes zu erwerben suchte, daß er sie listiger Weise mit einem Mantel voll gekaufter Erde bestreute. Seine Stammesgenossen ergriffen für ihn Partei, verabredeten mit den Thüringern eine Besprechung; griffen dort zu den unter den Mänteln verborgen gehaltenen Messern und mekelten die unbewaffnet erschienenen Thüringer mit allen ihren Fürsten nieder.

Ist also die Annahme, als seien die Sachsen ein von außen (aus Holstein, aus England) eingedrungenes Volk, das sich die weiten Gebiete, als deren Bewohner wir zu Karls des Großen Zeit die Westfalen, Engern und Ostfalen antreffen, erst durch Eroberung gewonnen haben, als irrig völlig zurückzuweisen, so hat doch der Sachsenbund seine ursprünglichen Grenzen nach Osten und Südosten, wie wir sehen werden, durch eine Eroberung erweitert.

Die Thüringer.

Die älteste Geschichte der Thüringer liegt völlig im Dunklen. Man weiß nicht, ob sie als die Nachkommen der Hermunduren, oder vielleicht als ein Zweig der Cherusker anzusehen sind, den Tacitus Thores nennt. Zunächst „tritt nur während weniger Jahrzehnte die Geschichte des thüringischen Königreiches und Königshauses aus dem Dunkel der Vorzeit heraus, und auch da nur in ungewisser Beleuchtung, wie etwa eine Landschaft von wiederholt fallenden, aus Gewitterwolken hervorzuckenden Blitzen für Augenblicke grell beleuchtet wird, um bald darauf wieder in tiefe Nacht sich zu hüllen.“ (Gröfker.)

Der erste uns bekannte König von Thüringen hieß Basinus oder Bisino. Zu seiner Zeit, und auch noch im ersten Viertel des sechsten Jahrhunderts nach Chr., umfaßte das Königreich Thüringen den ganzen Süd- und Ostrand des Harzes von der oberen Donau bis an die Grenze des Bardengau's im Regierungsbezirk Lüneburg. Noch jetzt ist dieses ehemals thüringische Gebiet daran sicher zu erkennen, daß zahlreiche Ortsnamen auf -leben (also z. B. Begeleben, Fallerleben) endigen.

Diese Endung, welche (aus der germanischen Wurzel *lib* entsprossen) Haus, Aufenthaltsort bedeutet, findet sich in den vorhin bezeichneten Vorlanden unseres Gebirges überaus häufig (allein in dem kleinen anhaltischen Anteil elf mal) und reicht im Norden, den Harzgan, die Altmark und den östlichen Teil des Lüneburgischen durchschreitend, bis zur Mündung der Elbe. Auch die Endung *-stedt* (z. B. Beckenstedt, Silstedt) d. i. Wohnstätte, welche allerdings den Thüringern nicht ausschließlich angehört, findet sich doch nirgend so massenweise wie in den Landen, welche dieser Stamm ehemals inne hatte.

In jener Glanzzeit des Thüringerreichs war allem Anschein nach die Residenz — vielleicht auch die Ursprungsstätte — der Könige im Südbharz. Es findet sich hier nämlich eine solche Häufung von Ortsnamen, welche mit dem Namen *Bisino* gebildet sind, daß nur diese Erklärung natürlich erscheint: Die im Mansfeldischen belegenen Dörfer Bösenburg, Beesenstedt und Biesenrode, von denen ersteres noch im späteren Mittelalter der Sitz eines Landgerichts war, hießen ursprünglich *Bisniburg*, *Bisnistede* und *Bisenroth*. Dazu kommt noch, daß das nordöstlich von Bösenburg, wo wir also die Königsburg des Königs *Bisino* suchen, belegene Dörfchen den Namen *Königswiet* führt, und daß sich noch in den Feldmarken der angrenzenden Dörfer ein „Königssteig“ feststellen läßt, der an *Bisnistede* vorüber die Richtung auf *Königswiet* und *Bisniburg* nahm.

Beim Könige *Basinus* fand — so erzählt die Sage — der Frankenkönig *Childerich*, *Merowigs* Sohn, den sein Volk vom Throne stürzte und aus dem Lande trieb, freundliche Aufnahme. Aber er lobte die Gastfreundschaft, welche ihm jener acht Jahre lang erwies, dadurch mit Undank, daß er seinem edlen Beschützer die Gemahlin *Basina* abwendig machte, so daß sie ihm heimlich folgte, als er im Jahre 464 von den Franken zurückgerufen wurde. Diese Treulosigkeit entzündete einen unverföhnlichen Haß zwischen den beiden Königsfamilien. Wohl machte *Basinus* mehrere verheerende Rachezüge in das Frankentland: als aber dort *Oblodwig*, der Sohn *Childerichs*

und der Basina, auf den Thron kam, gelang es diesem im Jahre 491, Thüringen zu unterwerfen und Basinus tributpflichtig zu machen.

Wie viel von dieser Uebertieferung zu halten ist, läßt sich im einzelnen nicht nachweisen. Die Geschichte kennt nur eine Gemahlin des Bisino namens Menia, welche sich nach dessen Tode mit einem edlen Longobarden verheiratete und die Mutter des Königs Audoin und somit die Großmutter des Königs Alboin wurde, der die Longobarden nach Norditalien führte.

2. Franken und Sachsen machen dem Thüringerreiche ein Ende.

Ursache des Krieges.

Nach dem Tode des Königs Basinus, welcher etwa bis zum Jahre 500 über das vereinigte Volk der Thüringer herrschte, teilten seine Söhne Baderich, Irminfried und Berthachar (Berthar). Auf diese Teilung ist wahrscheinlich der Name der Königsburg Scheidungen an der Unstrut hin. „Eine Zeit lang herrschten die drei Brüder friedlich neben einander, dann aber brach furchtbares Unheil über das Reich und Königshaus herein, und zwar, wenn die Uebertieferung Wahres berichtet, durch ein Weib, durch die aus edelstem königlichen Geschlecht stammende Gemahlin des zweiten der Brüder.“ (Gröfeler.)

Während der Stamm der Franken früher wenig hervorgetreten war, hatte sich seine Macht in dem letzten Viertel des fünften Jahrhunderts, also in den letzten Jahrzehnten der Regierung des Thüringerkönigs Bisino, bedeutend verstärkt und ausgebreitet. Nicht ohne Furcht sahen die Westgoten (welche damals im südwestlichen Gallien saßen), die Burgunder (welche die Rhonegegenden inne hatten) und die Thüringer, wie der Frankenkönig Chlodwig die übrigen Frankenfürsten gewaltthätig besiegte und in glücklichen Kriegen seinem Reiche nordgallische (Paris) und alemannische Gebiete (am Rhein) einverleibte. Fühlten sie alle sich durch diese rasche

Erstarkung eines Nachbarn, der um einen Vorwand zu einem Kriege nie verlegen war, in ihrem Besitze schwer bedroht, so erfüllte die wachsende Frankenmacht auch den Ostgotenkönig Theodorich den Großen, der von seinem Italien aus das Geschick aller deutschen Stämme als ein Hüter des Rechts und des Friedens mit sorgendem Blick verfolgte, mit nicht geringer Besorgnis. Um dem Reiche der Thüringer, zu dessen Königshause er schon früher freundschaftliche Beziehungen gehabt hatte, dem Frankenkönige gegenüber einen starken Rückhalt zu geben, vermählte er im Jahre 500 oder 501 seine Nichte Amalaberg (oder Amalaberga), die Tochter seiner Schwester Amalafrida aus deren erster Ehe, dem zweiten Sohne Visinios, dem Könige Irminfried, der wohl eben erst zur Regierung in einem Theile Thüringens gelangt war. Theodorich gab seiner Nichte ein Empfehlungsschreiben mit, welches sein berühmter Kanzler Cassiodorus verfaßt hat; in demselben sagt er u. a.: „Das glückliche Thüringen wird nun die beützen, welche Italien groß gezogen hat; die, in den Wissenschaften bewandert, in seiner Sitte erfabren, nicht nur durch ihre Abstammung, sondern auch durch ihre weibliche Würde eine Zierde ist, so daß Euer Vaterland nicht weniger durch ihren persönlichen Wert, als durch seine Triumphe hervorleuchten wird.“ Er wünscht dem jungen Könige, indem er ihn als seinen Verwandten begrüßt, daß dessen aus „kaiserlichem“ Blut entsprossene Gemahlin Amalaberg nicht nur die Zierde seines Hofes, sondern auch die treue Genossin seines Rats werde, und daß sie das Thüringervolk durch bessere Einrichtungen zu höherer Bildung führen möge.

Wenn wir dem fränkischen Geschichtsschreiber Gregor von Tours in allen Stücken glauben müßten, so wäre mit dieser hochgebildeten ostgotischen Königstochter, der ersten Christin auf Thüringens Throne, „der böie Geist des Verderbens in dessen Königshaus eingetreten. Mit aller Annäherung einer Nichte des großen Theodorich, voll ungezügelter Herrschsucht und erbarmungsloser Tücke, soll sie den Einfluß auf ihren Gemahl dazu mißbraucht haben, denselben zum Morde seiner Brüder aufzureizen,

damit er sich zum Alleinherrscher des ganzen Landes mache." (Gröfzler).

Zunächst brachte er, so erzählt Gregor, auf Anstiften seiner Gemahlin seinen Bruder Berthar um. Auch damit noch nicht zufrieden, deckte ihm einst das arge Weib spottend nur den halben Tisch und rief ihm höhrend zu: Dem halben König der halbe Tisch! Da beschloß Irminfried, auch seinen Bruder Baderich aus dem Wege zu räumen. Das vermochte er aber nicht ohne fremde Hülfe, denn Baderich, der solchen Anschlag längst vorausgesehen hatte, war, stark gerüstet, des Angriffs gewärtig. Irminfried wandte sich deshalb an den Frankenkönig Dietrich (oder Theodorich), Chlodwigs Sohn, und versprach ihm die Hälfte des Raubes. Gern folgte dieser, der in den Fußstapfen seines Vaters wandelte, der Aufforderung, und Baderich erlag, tapfer streitend, im Jahre 520 der Uebermacht.

Als aber die Franken in ihre Heimat zurückgekehrt waren, vergaß Irminfried seines Versprechens, ja er kündigte dem Könige Dietrich sogar den Tribut auf, den er, wie sein Vater und seine Brüder, bis dahin entrichtet hatte. „Da entbrannte Dietrich im grimmen Zorne und verband sich mit seinem Bruder Chlotar (von Westfranken), um Irminfrieds Treulosigkeit zu züchtigen und Amalabergas Stolz zu brechen.“ —

Indes schrieb der Bischof Gregor von Tours, der, um 540 geboren, 594 starb, fast zwei Menschenalter nach jenen Ereignissen, und die neuere Forschung hat überzeugend nachgewiesen, daß sein Bericht in wesentlichen Punkten von der Wahrheit abweicht. Allerdings kam es etwa um das Jahr 520 zu einem Kriege zwischen den Brüdern Baderich und Irminfried, in welchem jener unterlag, und dieser seinem fränkischen Bundesgenossen den versprochenen Lohn vorenthielt. An Rache durfte der Betrogene einstweilen nicht denken, da er nicht zweifeln konnte, daß Theodorich der Große, der damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, eine Schädigung seines Blutsverwandten nicht zulassen würde. — Aber Berthachar ist nicht von seinem Bruder Irminfried

meuchlings ermordet. Ist doch sein Sohn frühestens im Jahre 528 geboren, und war doch Barthachars Familie durch die Bande innigster Freundschaft mit Irminfried und dessen Familie verbunden. Da nach einem an den Kaiser Justinian gerichteten Briefe des Frankenkönigs Theudebert die Könige von Thüringen durch die fränkischen Waffen vernichtet sind, so hat von anderen Gründen hier abgesehen — Berthar noch im Jahre 531 an der Seite Irminfrieds am Kriege gegen die Franken teilgenommen und in der Schlacht (bei Ronnenberg oder bei Ohrum) durch das Schwert des Feindes seinen Tod gefunden.

Als nämlich Theodorich der Stigote gestorben und das Zepter seines Reiches in die schwachen Hände eines Weibes, seiner Tochter Amalasuinthas als Vormünderin ihres Söhnchens übergegangen war, da glaubten die Franken die Stunde der so lange aufgeschobenen Rache gekommen. Verbündet mit Chlotar von Soissons, zog Theodorich, König von Ostfranken, mit mächtigem Heere gegen die Thüringer heran.

Der Kampf.

Die Thüringer erwarteten das Heer der beiden Frankenkönige in starker Stellung bei Ronnenberg am Teister (nicht fern von Hannover). Anfangs konnten die Franken nur langsam und unter großen Verlusten vorrücken, denn ihre Reiter stürzten in die tiefen Gruben, welche ihnen die Thüringer gegraben und trügerisch mit Rasen bedeckt hatten. Bald aber waren diese Hindernisse überwunden, und das Glück wendete sich den Franken zu. Da floh Irminfried, und sein Heer ihm nach.

Zum zweiten Male stellte er es bei Ohrum an der Oster (nicht fern vom jetzigen Eisenbahnknotenpunkte Börßum) auf, aber auch hier ward er völlig geschlagen. Flüchtend erreichte er Thüringen und warf sich in die feste Burg Scheidungen an der Unstrut. Ihn dort anzugreifen, fühlte sich Theodorich zu schwach. Er bezog deshalb einstweilen ein festes Lager bei Ohrum und lud

die Sachsen zu gemeinschaftlicher Heerfahrt nach Thüringen ein. Diese hatten bereits siegreich mit den Thüringern gekämpft. Theodorichs Aufforderung bot ihnen eine willkommene Gelegenheit, ihr Gebiet nach dem Süden weiter auszudehnen. „Neuntausend der Gerufenen stellten sich (unter ihrem Herzog Hatbegas) im fränkischen Lager ein, hochgewachsene, starke Männer, durch keine Gefahr geschreckt, List mit Ausdauer im Kampfe verbindend, wegen des unbeschnittenen Haupthaars, der schweren Lanze und des an der Hüfte herabhängenden Langmessers ein Gegenstand der Bewunderung bei ihren Waffen-genossen.“

Unterdes hatten sich die Thüringer von neuem gesammelt und erwarteten die Gegner an der Unstrut. An dem Ufer derselben ward drei Tage lang grausam gefochten. Die Leichen der Thüringer füllten den Fluß bis oben an, so daß die Sieger über sie wie über eine Brücke hinwegschritten. Irminfried hatte sich auf die Burg Scheidungen zu seiner Gemahlin gerettet und ward hier hart belagert. Als er sich nicht länger zu halten vermochte, dachte er sich nach Gregors Darstellung durch einen neuen Verrat zu retten. Indem er den Frankenkönig durch vertraute Boten scheinlich um Begnadigung bat, machte er ihm den Vorschlag, gemeinschaftlich dessen gefährliche Fremde, die von den Franken schon gefürchteten Sachsen, zu überfallen und zu erschlagen. Wohl ging der ebenso treulose Dietrich darauf ein, aber die Sachsen erhielten frühzeitig Kunde von dem Verrat, erstürmten erbittert nächtlich die Burg und machten alle wehrhaften Männer nieder.

Irminfried war mit seiner Gemahlin durch eine geheime Pforte entkommen und in das fränkische Lager geflüchtet. Dietrich nahm ihn freundlich auf, soll ihn aber später im Zwiesgespräch von der Mauer gestürzt und dadurch getödtet, seine Kinder erdrosselt und die ränkevolle Königin Alalaberga mit Schimpf und Schande in ihre ostgotische Heimat, nach Italien, gesandt haben.

Auch dieser Teil der Erzählung des fränkischen

Geschichtsschreibers *) ist nicht ganz wahrheitsgetreu. Nach der Niederlage bei Burgscheidungen im Jahre 531 war Irminfrieds Macht noch nicht völlig gebrochen. Er stand nur unter der Bedingung von einer Wiederaufnahme des Kampfes ab, daß ihm seine Nichte Kade Gundis, die Tochter seines gefallenen Bruders Berthar, welche den Siegern in die Hände gefallen war, ausgeliefert werde. Auch regierte er noch drei Jahre nach jenem unglücklichen Kriege. Im Jahre 534 aber wurde er vom Frankenkönige nach Zülpich gelockt und dort auf dessen Befehl meuchlings umgebracht. Als die Kunde davon nach Thüringen gelangte, flüchtete die Königin Amalaberg mit ihren Kindern und denen ihres Schwagers Berthar nach Ravenna zu ihrem Bruder Theodahad (Theodat), der damals als Mitregent der Amalasintha den ostgotischen Königsthron bestiegen hatte.

Teilung der Beute.

Die Eroberer teilten das ehemalige Thüringerreich in der Weise unter sich, daß die Franken die südliche, die Sachsen die nördliche Hälfte erhielten. Von den Harzlanden wurde nur der Helmegau, die westliche Hälfte des südlichen Gebirgsrandes, fränkisch, — die Franken begnügten sich mit der Unterwerfung der Südthüringer, ohne sie aus Land und Besitz zu verdrängen. Sächsisch dagegen wurde der ganze Ustrand des Harzes und der anschließende Südrand bis zum „Sachsgraben“ bei Wallhausen und bis zur Unstrut im Süden, das Land, für welches später das Bistum Halberstadt gegründet ward, und welches noch Jahrhunderte lang den Namen Nordthüringen führte. Die Sachsen ließen sich in demselben dauernd nieder und machten die thüringischen Bewohner zu zinspflichtigen Hörigen.

*) Die Teilnahme der Sachsen an der Heerfahrt erzählt Widukind von Corvey, der um das Jahr 1000 schrieb.

3. Der Zug der Sachsen nach Italien.

Grund und Verlauf des Zuges.

Nach der Angabe fränkischer Geschichtsschreiber mußten die Sachsenstämme, welchen Nordthüringen als Kriegsbeute zugefallen war, den Franken dafür einen jährlichen Tribut entrichten. Als das austrasische Königshaus 555 ausstarb, verbündeten sich die Sachsen, um sich dieser lästigen Verpflichtung zu entledigen, mit den aufständischen Thüringern, wurden aber von dem Frankenkönige Chlotar, Dietrichs Bruder, geschlagen, behielten jedoch, als sie nun um Frieden baten, ihr Land unter der Bedingung, daß sie als jährlichen Tribut 500 Kühe in die Küche des Königs lieferten. Nach Chlotars Tode († 561) versuchten sie noch einmal, sich frei zu machen, vermochten aber auch gegen den König Sigbert († 575) nichts auszurichten. Da bot sich ihnen eine andere Gelegenheit, des fränkischen Joches ledig zu werden. An ihre früheren Nachbarn an der unteren Elbe, die Longobarden, welche damals in Pannonien (Ungarn) saßen, war nämlich von dem mit seinem Herrn, dem oströmischen Kaiser, zerfallenen Statthalter Marjes in Norditalien der Ruf ergangen, dorthin zu kommen und das schöne Land in Besitz zu nehmen, und Alboin, der Longobardenkönig, lud auch die Sachsen, seine alten Freunde, zu dieser Heerfahrt ein. Freudig verließen die Bewohner der südlichsten Gaue Nordthüringens, auf welche sich wohl jene Tributzahlung beschränkte, das 40 Jahre zuvor eroberte Gebiet und zogen im Jahre 568 gen Süden, stiegen mit den Longobarden über die Alpen und erkämpften sich mit ihnen neue Wohnsitze in Norditalien. Aber auch dort war ihres Bleibens nicht lange. Als ihre Bundesgenossen sie als ihre Unterthanen behandeln und ihnen nicht gestatten wollten, nach ihren heimischen Gesegen zu leben, da trieb ihre Freiheitsliebe sie wieder nach dem Harze zurück.

Einwanderung anderer deutschen Stämme in die südöstlichen Gaue.

Hier aber, in dem von ihnen aufgegebenen Gebiet zwischen Bode, Saale, Unstrut und Harz, hatten sich mit Zustimmung des Frankenkönigs Sigbert inzwischen andere germanische Stämme, namentlich Schwaben, Friesen und Hessen, angesiedelt.

Das erstgenannte Volk, die transalbingischen (überelbischen) oder Nordschwaben, war der in der Stammesheimat zwischen Elbe und Oder verbliebene Rest des lange zuvor nach Süddeutschland ausgewanderten schwäbischen Stammes. Da dasselbe in seiner Vereinsamung unter dem Vordrängen der slavischen Völkerschaften viel zu leiden hatte, so ergriff es mit Freuden die Gelegenheit, an dem von den Sachsen verlassenen Ostrande des Harzes geschütztere Wohnsitze und festeren Anschluß an die Volksgenossen zu erlangen. Das Gebiet, welches der Frankenkönig Sigbert ihm hier zuwies, bekam nach ihnen den Namen Sueven- oder Schwabengau. In denselben gehören der südliche Teil des Fürstentums Blankenburg, die nördlichen Stücke der Grafschaften Stolberg und Rossla, das Harzgebiet des Herzogtums Anhalt und der sich diesem südlich anschließende Teil der Provinz Sachsen mit den Städten Hettstädt, Ermsleben und Mochersleben.

Den südlichsten Teil ihres Gaues überließen die Schwaben, wie es scheint, einem kleinen Reste des mit den Vandalen verwandten Stammes der Silingen, der sich ihnen, da seine Wohnsitze in der Urheimat gleichfalls von den Slaven bedroht waren, nebst den Trümmern anderer Stämme bei der Wanderung nach dem Harze angeschlossen haben wird. An ihn erinnert der Name Schlenze (früher Silenza), welche der südliche Grenzfluß des Schwabengauges führt.

Die Friesen und Hessen kamen aus Gebieten, welche schon wiederholt an Uebervölkerung gelitten hatten: wie von Hessen aus schon Jahrhunderte zuvor die Betuwe und andere Landschaften am Niederrhein bevölkert waren, so hat auch das Land von Sinesal bis zur Ems sowohl

vorher wie später seine überschüssige Mannschaft verödeten Landschaften zugeführt. Die Friesen ließen sich südlich von den Schwaben im Gau Friesenfeld (Sangerhausen, Wippra, Morungen, Grillenberg u. s. w.) nieder, die Hessen schlossen sich ihnen östlich im Hessengau an (Eisleben, Mansfeld, Leimbach u. s. w.).

Rückkehr der Sachsen.

Die Schwaben, Friesen und Hessen hatten noch nicht Zeit gehabt, sich in ihrer neuen Heimat völlig einzurichten, als die Sachsen herannahen.

Im Jahre 572 in Gallien eingefallen, hatten diese bei dem (damaligen) Dorfe Stablo (der Stadt Stavelot in der belgischen Provinz Lüttich) ein festes Lager geschlagen und die ganze Gegend in Schrecken gesetzt: sie raubten und verwüsteten alles und führten die Einwohner in Gefangenschaft. Aber im Gefühle ihrer Stärke ließen sie die Vorsicht außer Acht, und so gelang es Mummulus, dem Statthalter der Provinz, sie bei Nacht zu überfallen und ihrer viele zu töten. Als sie aber am andern Morgen in Schlachtordnung standen, bereit, diese Scharte auszuweken, bot Mummulus ihnen die Hand zu einem Vergleich: sie ließen die Gefangenen frei und beschenkten den Statthalter, durften aber die ganze reiche Beute mit sich hinwegführen. Sie kehrten noch einmal nach Italien zurück. Aber schon im folgenden Jahre brachen sie mit Weib und Kind, mit Herden und Hausrat von neuem auf; als sie gallisches Gebiet betraten, teilten sie sich in zwei Heere; das eine wählte den Weg (über „Ebrudunum“), auf welchem sie im vorigen Jahre zurückgekommen waren, das andere zog über Nizza (Nicea). Niedergebrannte Ortschaften und verwüstete Saaten bezeichneten ihren Weg. Sich und ihre Herden, die sie von Tage zu Tage durch Raub vermehrten, nährten sie mit dem Getreide, das sie, da es gerade Erntezeit war, selbst schnitten und draschten. An der Rhone trat ihnen Mummulus mit einem starken Heere entgegen. Mit ihm zu kämpfen, trugen sie kein Verlangen, und sie erkaufte sich von ihm die Gewährung freien Weges mit „vielen Gold-

stücken". Im Gebiete des Königs Sigbert, in das sie nun eintraten, bezahlten sie, was sie bedurften, aber nur mit „ehernen Stücken“, „die den Schein von echtem und erprobtem Golde hatten“. Der König war froh, der bösen Gäste dadurch quitt zu werden, daß er ihnen gestattet, in ihre ehemaligen Wohnsitze am Harze zurückzukehren.

Es war im Jahre 577 (nach anderer Angabe 575), als sie, noch 26000 streitbare Männer, an der Grenze ihres früheren Gebietes erschienen und die Rückgabe desselben forderten. „Zwar versuchten die Schwaben und ihre in gleicher Lage befindlichen Mitbesitzer, den Kampf mit den wilden Gesellen zu vermeiden; sie boten den Sachsen erst ein Drittel, dann die Hälfte, dann zwei Drittel des Grundes und Bodens, endlich sogar außer dem Lande noch all ihr Vieh freiwillig an; doch umsonst, denn den Sachsen genügte dies Angebot nicht.“ Sie bestanden nicht nur auf Herausgabe des ganzen Landes, sondern sprachen auch schon von Verteilung der schwäbischen Weiber unter einander. „So kam es zum Kampfe, den die Bedrängten mit dem Mute der Verzweiflung kämpften.“ Es gelang ihnen, die Sachsen in einer großen Schlacht, in der 20000 derselben gefallen sein sollen, entscheidend zu schlagen. Wohl gelobten die 6000 Sachsen, welche diesen Tag des Schreckens überlebten, weder Bart noch Haupthaar zu scheeren, ehe sie an ihren Feinden Rache genommen hätten, und begannen alsbald den Kampf von neuem. Aber sie erlitten eine zweite Niederlage und ließen nun den Krieg ruhen. „Wo der Kampf stattgefunden hat, darüber haben wir keine Ueberlieferung. Doch ergibt sich aus der Richtung des sächsischen Anmarsches fast mit Notwendigkeit, daß der Ort des Kampfes nicht weit von der Ost- oder Südgrenze des Heßegaues zu suchen ist, da diese Grenze die zunächst bedrohte war.“ Vermutlich war die eine Schlacht auf dem „Schlachtfelde“ und dem „Wahlberge“ bei Schafstedt, wohin man sonst keine Schlacht verlegen kann, die andere in der Nähe des „Schwabenhügels“ (Suebenhöck) bei Schkopau, in welchem neben Urnen

Bruchstücke von breiten Schwertern, Lanzenspitzen und Schildbeschläge in Menge aufgefunden sind. — Die Ueberbleibsel der Sachsen erhielten anscheinend Wohnsitze im Hasegau.

Ortschaften der Eingewanderten.

Daß die Sachsen während ihres 40 jährigen Besizes neue Niederlassungen in den drei Gauen gegründet haben sollten, ist nicht anzunehmen. Dagegen ist durch die Schwaben, Friesen und Hessen die Zahl der Ortschaften ohne Zweifel bedeutend vermehrt.

Auf die Schwaben ist wohl die Anlage vieler Orte zurückzuführen, deren Namen auf -ingen (oder ungen) endigen. Allerdings ist diese Endung nicht ausschließlich schwäbisch: sie findet sich nicht nur schon vor der Einwanderung der Schwaben in unserm Gebiete — so hieß Burgscheidungen schon 527 Schidingi, sondern auch in Gegenden, in denen eine schwäbische Ansiedlung nicht stattgefunden hat. Aber wie sie bei den Südschwaben besonders beliebt ist (Tübingen, Tuttlingen, Reutlingen u. s. w.), so findet sie sich auch im Schwabengau viel häufiger, als in den übrigen Harzlanden. Ueberall weist diese Endung auf uralte Zeit zurück. Sie bezeichnet nämlich (namentlich in der Hauptform ingen) den Ort, wo die Nachkommen eines Mannes wohnen, dessen Namen als Bestimmungswort im Ortsnamen enthalten ist. Röblingen z. B. bedeutet „Niederlassung der Nachkommen des Fraban“, also die Ansiedlung einer ganzen Sippe. Die Nebenform ungen ist gewöhnlich nicht mit einem Personennamen, sondern mit einer Ortsbezeichnung zusammengesetzt: Scheidungen ist die Ansiedlung an der Grenzscheide, Thürungen (bei Roßla) die Ansiedlung an der Thüra.

Welche Ortschaften von den Hessen und Friesen gegründet sind, läßt sich im einzelnen nicht genau nachweisen. Wie die Orte auf -leben und -stedt, so werden sie auch die auf -hausen endigenden bereits vorgefunden haben. Denn diese Endung, welche den Ort als das Haus, den Wohnsitz zunächst nur einer einzelnen Fa-

milie (Brunshausen d. i. Wohnsitz Brunos) bezeichnet und deshalb fast ausnahmslos nur an Ansiedlungen der ältesten Zeit haftet, ist allen deutschen Stämmen gemeinsam und findet sich im Friesenfeld und Hasssegau nicht einmal so häufig wie z. B. in dem stets sächsisch gebliebenen Ambergau am Nordweststrande des Harzes.

Dagegen müssen wir in den zahlreichen teils noch bestehenden, zum größten Teil aber wieder eingegangenen Orten auf -dorf, von denen allein der Hasssegau 127 aufzuweisen hat, die Ansiedlungen der Hessen und Friesen erkennen. Diese Endung bezeichnet einen Ort als die gemeinsame Niederlassung einer größeren Zahl dicht bei einander wohnender, zu Schutz und Trutz schnell verbundener Familien. Daß die Hessen und Friesen bei ihrer Besiedelung eines ihnen bis dahin fremden Gebietes, das von den Landen ihrer Stammesgenossen weit ablag, und dessen bisherige Bewohner nicht etwa vernichtet, sondern nur auf der Heerfahrt begriffen waren, der engere Zusammenschluß des Dorfes dem vereinzelt Wohnen auf einjammem Hofe vorziehen mußten, bedarf keines Beweises.

Als heßische Ansiedlungen sind auch die Orte anzusehen, deren Namen in gleicher Form auch in Hessen vorkommt. So giebt es z. B. im harzischen Hasssegau zwei, in Hessen sieben „Leimbach“, im Hasssegau ein und in Hessen fünf Rohrbach. An die Friesen erinnert im Namen selbst das Dorf Friesdorf an der Wipper, an den Rest der Sachsen die Wüstung Sachsendorf.

4. Die Königin Radegundis.*)

Wenn wir auch davon absehen, daß die Tochter des Thüringerkönigs Berthachar unter die Heiligen der katholischen Kirche versetzt ist, so gehört sie doch zu den

*) Ich folge, zum Teil wörtlich, der mir vom Herrn Verfasser freundlichst mitgeteilten, auf den eingehendsten Quellenstudien beruhenden Arbeit des Professors Dr. Größler „Radegundis, Prinzessin von Thüringen, Königin von Frankreich, Schutzpatronin von Poitiers“.

edelsten weiblichen Persönlichkeiten der Vorzeit unseres Vaterlandes und verdient es, daß die Forscher bemüht sind, ihr Bild, das in Gefahr war zu verblassen, wieder in seiner ursprünglichen Frische uns vor die Seele zu malen.

Ihren Namen führte Radegunde wohl nach ihres Vaters Schwester Radicunda, der Gemahlin des Longobardenkönigs Wacho († um 540). Sie war das älteste Kind ihrer Eltern, die außer ihr noch eine Tochter, sowie mehrere Söhne hatten. Auf welcher der thüringischen Königsburgen sie ihre Kinderjahre verlebte, ist nicht bekannt. Wohl aber steht fest, daß sie mit ihrem Vetter Amalafried, Irminfrieds Sohne, von Kindesbeinen an zusammengelebt hat; die beiden Königsfamilien bewohnten also entweder ein und dieselbe Burg, oder — was wahrscheinlicher ist — Radegunde wurde schon in ihren frühesten Lebensjahren ihrer Tante Amalaberg zur Erziehung übergeben. Wie mit ihrem Jugendgenossen Amalafried, so fühlte sie sich mit der ganzen Familie ihres Oheims zeitlebens durch die innigste Liebe verbunden. Konnte ihr die hochgebildete Schwester des Ostgotenkönigs Theodorich das Christentum freilich nur in der Form der arianischen Irrlehre (nach welcher Christus nur gottähnlich, nicht wahrhaftiger Sohn Gottes ist) verkündigen, so zeigt doch Radegundis' Leben, daß ihr Herz schon früh dem Heilande sich erschloß.

Ihre glückliche Kinderzeit fand früh ein jähes Ende. Radegunde war etwa zehn Jahre alt, als Vater und Oheim mit ihren Kriegern auszogen, den drohenden Einfall der Franken abzuwehren. Bald kehrten die Scharen flüchtend zurück, doch ohne den König Berthachar: im tapferen Ringen um den Sieg hatte er den Tod gefunden. Schon drangen wild die Feinde herein; noch ein letzter, blutiger Kampf, und die Burg war in ihren Händen. Noch Jahrzehnte nachher gedenkt Radegundis in einer an ihren Vetter Amalafried gerichteten Elegie dieses schrecklichen Tages, an dem die stolze Königsburg ihrer Ahnen in Flammen aufging, die goldgeschmückten

Zinnen im Feuer erglüheten, die Frauen mit zer-
rauften Haaren als Gefangene gefesselt davongeschleppt
wurden.

Gregor von Tours erzählt, beide Frankenkönige, von
der außerordentlichen Schönheit der Königstochter ent-
flammt, hätten sie besitzen wollen; das Los, dem sie die
Entscheidung überließen, habe sie Chlotar zugesprochen.
Aber sei dem, wie es wolle: sicher ist, daß ihr Oheim
Irminfried alles daransetzte, sie zu befreien; daß ihm
ihre Freiheit höher galt, als selbst der Friede. Die nun
inmitten Thüringens, weitab von ihres Volkes Grenzen
stehenden siegreichen Könige mochten den Verzweiflungsk-
ampf des in seiner Kraft noch nicht völlig gebrochenen
Gegners scheuen, und um nicht die theuer erkämpften
Siege und das dadurch gewonnene Uebergewicht wieder
aufs Spiel zu setzen, gaben sie, den Untergang des Be-
siegten ihrer Hinterlist vorbehaltend, dem Könige Irmin-
fried die gefangene Nichte zurück.

Die Waise blieb nun bei ihrer Tante Amalaberga.
Doch wie die Franken ihr den Vater genommen hatten,
so nahmen sie ihr bald auch den Oheim und die Heimat:
König Irminfried wurde 534 vom Frankenkönige methu-
lings ermordet, und Amalaberga, jede Hoffnung auf Er-
haltung einer wenn auch beschränkten Königsherrschaft
aufgebend, begab sich unter dem Schutze einer Schar
treuer Thüringer, die den Franken zu dienen nicht ge-
willt waren, mit ihrer Familie und ihres Schwagers
Berthar Kindern noch rechtzeitig auf die Flucht nach
Italien.

Der Weg, den die Flüchtenden nahmen, ist in auf-
fallender Weise gekennzeichnet. Mit Helfta bei Mans-
feld beginnend, zieht sich nämlich eine ganze Reihe von
Radegundiskirchen, im ganzen 31, durch Franken, Bayern,
Oesterreich, Steiermark, das westliche Ungarn, Kärnten
und Krain bis nach Mailand in Italien. Diese Orte
liegen der Mehrzahl nach an alten Römerstraßen, welche
aus Süddeutschland über die Ostalpen nach dem west-
lichen Ungarn und weiter nach Italien führen; an

mehrere dieser Stätten knüpfen sich Sagen, welche eine Anwesenheit der später heilig gesprochenen Radegundis an diesen Orten voraussetzen; und in ganz Deutschland finden sich nirgends sonst als in diesem schmalen, bandartigen Streifen Kirchen der heiligen Radegundis.

Aber selbst wenn dieser wichtige Fingerzeig fehlte, könnte man nicht darüber im Zweifel sein, daß das nächste Reiseziel der Flüchtigen Rugiland (das heutige Oesterreich, Steiermark u. s. w.) sein mußte. Hier waren die den Thüringern seit alters befreundeten Longobarden, einst ihre Nachbarn im Norden an der Niederelbe, nun im Süden an der Donau, nach dem Jahre 488, in welchem Odoaker das Rugierreich südlich der Donau zerstört hatte, als Herren eingezogen; hier herrschte damals König Wacho, der Gemahl der Schwester der Könige Erminfried und Berthar; hier fanden die Flüchtlinge noch andere mächtige Verwandte, die Nachkommen der Menia, der Mutter Erminfrieds aus deren zweiter Ehe, vor allen deren Sohn Audoin, der später (547) auf den Thron gelangte und eine Tochter Erminfrieds, seine Base, zur Gemahlin nahm. Hier fand Amalaberg mit den Thren wenn auch keinen rächenden Arm, so doch freundliche Aufnahme sowie ausreichenden Schutz und sicheres Geleit über die Alpen. Noch vor Schluß des Jahres 534 traf sie beim Ostgotenkönige Theodahad, ihrem Bruder, in Ravenna ein.

Die Thüringer, welche ihre Königin im Unglück nicht verlassen hatten, kehrten nicht in ihre Heimat zurück, sondern schlossen sich den Longobarden an. Doch bewahrten sie noch lange ihre Stammeseigentümlichkeit und ihren Namen, denn der Herzog Ago oder Agilulf von Turin, welcher 591 als Gemahl der Theudelinde den lombardischen Thron bestieg, wird ausdrücklich als ein Thüringer bezeichnet.

Radegundis und ihre Verwandten weilten fünf Jahre in Ravenna unter dem Schutze Theodahads und seines Nachfolgers, des Königs Witichs. Aber Ruhe und Frieden fanden sie auch hier nicht. Schon bald nach

ihrer Ankunft (535) ließ Theodahad, um sich zum Alleinherrscher zu machen, Theodorichs des Großen Tochter Amalasuintha, seine Base und Gemahlin, im Bade erdroffeln. Und als nun, diese Unthat zu rächen, der oströmische Kaiser Justinian seinen Feldherrn Belisar gegen die Goten sandte, töteten diese im Zorne den unfähigen Theodat und gaben sich den tapferen Witichs (Witiges) zum Könige. Aber auch dieser vermochte trotz einiger erfolgreichen Kämpfe den kaiserlichen Truppen nicht auf die Dauer Widerstand zu leisten und öffnete ihnen 540, von Belisar getäuscht, die Thore der hart bedrängten Festung Ravenna.

So wurde Radegunde zum zweiten Male Gefangene. Die Familie Irminfrieds wurde zusammen mit Witichs von Belisar nach Konstantinopel geführt. (Radegundis' Vetter und Jugendfreund Amalafried trat in kaiserliche Kriegsdienste und erfocht im Jahre 551 als Oberfeldherr in Gemeinschaft mit seinen Stammesfreunden, den Longobarden, einen blutigen, ruhmvollen Sieg über die Gepiden. Eine seiner Schwestern wurde 547 vom Kaiser Justinian dem Longobardenkönige Audoin als Gemahlin zugesandt.) Radegunde aber und ihre Geschwister wurden dem Frankenkönige Theudebert (Theodebert), der unter dem Oberbefehle seines Vaters Theodorich (Dietrich) an dem Sturze des Thüringerreiches beteiligt gewesen war und seine Ansprüche auf Irminfrieds Richte wohl aus deren erster Gefangennahme herleitete, ausgeliefert und — wenigstens erstere — von diesem seinem Oheim Chlotar überlassen. Vielleicht ist jetzt erst die Entscheidung durch das Los erfolgt, die Gregor von Tours in die frühere Zeit verlegt. Den Weg, auf welchem man sie abführte, bezeichnet eine Radegundiskirche in der Provence.

Chlotar ließ die Jungfrau auf einen seiner Meierhöfe zu Ateja (Athies in der Grafschaft Vermandois) bringen und dort zum Abschluß ihrer Bildung von den besten Lehrern unterrichten. In allen Wissenschaften machte sie erstaunliche Fortschritte; aber am liebsten beschäftigte sie sich mit der heiligen Schrift und den Lebensbeschreibungen der Heiligen. Wie sie in jener den rechten

Trost in ihrem Unglück fand, so bemühte sie sich, den Vorbildern christlicher Tugenden nachzueifern, welche in diesen ihr vorgeführt wurden. „Arme Kinder zu speisen und zu kleiden, war ihre größte Freude, da sie selbst die Bitternis des Lebens reichlich erfahren hatte; sie zog mit denselben in wohlgeordnetem Zuge unter dem Gesange von Hymnen in die Kapelle des Ortes, deren Fußboden sie selbst gefegt, deren Altar sie von Staub rein- gewischt und mit Blumen geschmückt hatte.“ Auch mancherlei Selbstpeinigungen legte sie sich auf, um den Märtyrern ähnlich zu werden. Ihr einziger Wunsch war, zeitlebens dem Heilande durch Werke der Barmherzigkeit dienen zu dürfen; ihn brachte sie immer von neuem in andächtigem Gebete vor Gott. So erreichte ihr Glaube mehr und mehr die Kraft, vorerst noch weitere Prüfungen ertragen zu können.

Welcher Schrecken für sie, als König Chlotar ihr die Botschaft sandte, er habe beschlossen, sie zu seiner Gemahlin zu erheben, und wolle schon in nächster Zeit mit ihr zu Vitry Hochzeit halten! Mußte sie doch dessen gewiß sein, daß den sittenlosen und grausamen Mann nur ihre Schönheit reizte; und war er es doch, der so viel Unheil über sie, ihr Haus und ihr Vaterland gebracht hatte; vielleicht war sogar ihr Vater von seiner Hand gefallen. So entschloß sie sich denn, sich diesen drohenden Ehebanden durch die Flucht zu entziehen; mitten in der Nacht machte sie sich auf, nur von einigen Frauen begleitet. Doch bald schon hielten die Verfolger sie ein und brachten sie nach Ateja zurück: und ohne Aussicht auf Hülfe mußte sie sich in ihr Geschick ergeben.

Die Vermählung und Krönung fand in Zeissens statt: „Als sie daselbst, angethan mit königlicher Pracht, im vollen Glanze der Jugend und Schönheit erschien, erregte sie die allgemeine Verwunderung und nahm schnell alle Herzen für sich ein. Aber keine Pracht, keine Macht, keine Schmeichelei konnte sie dazu verleiten, an der Herrlichkeit der Welt Gefallen zu finden: all ihr Sinnen blieb auf himmlische Dinge gerichtet. An der mit aus-

erwählten Gerichten besetzten Tafel begnügte sie sich mit einer Schüssel Bohnen oder Linfen und stahl sich, so oft es anging, aus dem Geräusch des Palastes hinweg in die Stille des Gotteshauses, um in inbrünstigem Gebet vor dem Herrn ihre Seele zu ergießen." Solche Demut und Frömmigkeit war aber nicht nach dem Sinne des nur auf rohen Genuß bedachten Königs, und aufgestachelt von den Hofleuten, welche sich durch den stillen, fleckenlosen Wandel der Königin in ihrem wüsten Leben gestraft fühlten und sich immer dreister an den König mit ihren Bemerkungen, er habe keine Königin, sondern eine Nonne zur Gemahlin, heranwagten, stellte sie Chlotar wiederholt darüber streng zur Rede. Doch konnte er nicht mehr erreichen, als daß sie in der Fastenzeit ihr rauhes Büßergewand mit den Prachtgewändern bedeckte. Wie früher in dem einsamen Ateja, so stellte sie sich auch in der glänzenden Königsstadt ganz in den Dienst der innern Mission. In jenem ihr lieb gewordenen Dorfe gründete sie ein Krankenhaus und stattete es mit guten Betten aus; sie überzeugte sich unverdrossen, ob ihre Anordnungen befolgt wurden, ja sie badete und verband die kranken Frauen selbst mit eigener Hand. Ueber die Armen führte sie, um keinen derselben je zu veräumen, genaue Listen. Auch der Gefangenen und Verurtheilten nahm sie sich hingebend an; um Milderung oder Aufhebung eines harten Urtheils zu erreichen, überwand sie sich sogar zu Liebesjungen und Aufmerksamkeiten für ihren Gemahl.

Sie unterstützte weit und breit Krankenhäuser, arme Kirchen und Klöster; sie goß Wachslichte, damit die heiligen Stätten auch nachts erleuchtet werden konnten. „Führte ihr ein Zufall einen Priester oder gar einen Bischof in den Weg, so konnten weder Staub, noch Regen, noch Schnee, noch sonst was sie hindern, dem Diener Gottes entgegen zu eilen, ihm die Füße zu waschen und seiner Unterweisung im göttlichen Worte zu lauschen, um ihn dann reich beschenkt zu entlassen.“ „Rühmten ihre Hofdamen ihre Schönheit, so ward sie unwillig über solche Schmeichelei; rühmten sie die Pracht ihrer Gewänder, so war das für sie ein Anlaß, dieselben

der nächsten Kirche zu schenken, damit sie zum Schmuck der Altäre verwendet wurden. Daß sie jedoch nicht bloß Demut, sondern auch entschlossenen Mut und festen Sinn besaß, beweist folgender Vorgang. Als sie einst mit großem Gefolge unterwegs war, um eine vornehme Dame namens Ansfridea zu besuchen, welche sie zu Tisch geladen hatte, hörte sie, daß unfern ihres Weges ein heidnischer Tempel sich befinde. Sofort gebot sie ihrem Gefolge, ihr dorthin zu folgen, und ließ, dort angekommen, Feuer in denselben werfen, um dem heidnischen Greuel ein Ende zu machen, der den Himmel erzürnen müsse. Auf die Kunde hiervon liefen die umwohnenden heidnischen Franken mit Knütteln und Spießen herbei, um ihr Heiligtum zu schütten. Aber die Königin wich nicht. Hoch zu Roß hielt sie inmitten der tobenden Menge, bis das Zerstörungswerk vollendet war. Dann richtete sie eine Ansprache an das Volk, welche alle aufs tiefste ergriff, und als sie hinwegritt, erschallten Lobpreisungen des Höchsten an derselben Stelle, wo vorher der Heiden wütendes Geschrei erschollen war.“

Von den wenigen Fäden, welche sie an diese Welt knüpften, zerriß einer nach dem andern. Von ihren Geschwistern, welche mit ihr in fränkische Gefangenschaft gefallen waren, war damals nur noch ein jüngerer Bruder am Leben. An diesem Jüngling, „dessen Sinn der erste Flaum umspielte“, hing sie mit ganzer, inniger Liebe. Aber der König, der in dem letzten Sproß des von ihm ausgerotteten thüringischen Königshauses einen künftigen Bluträcher sehen mochte, beraubte sie auch dieses Trostes: er ließ seinen schuldlosen Schwager durch Mordmörder umbringen. „Da wendete sich Radegundis voller Abtheu von dem Verruchten ab, der Unheil auf Unheil über sie und ihr Haus gebracht hatte, und erklärte ihm, auf einem Throne und an einem Hofe, die von dem Blute ihres Bruders rauchten, sei kein Platz mehr für sie. Sie verlangte, sich in die Einsamkeit zurückziehen zu dürfen, und der König gab ihrem Verlangen nach.“ Um aber diese Trennung unwiderruflich zu machen, beehrte sie vom Bischof Medardus von Reims die Weihe

zur Diafona. Und als der Greis schwankte, trat sie in geistlichem Gewande vor den Altar und sprach: „Priester des Herrn, wenn du noch länger zögerst, mich zu weihen, wenn Menschenfurcht mehr Macht über dich hat, als die Gottesfurcht, so lade ich dich vor den Richterstuhl des Hirten der Seelen, wo du Rechenschaft ablegen magst für das Schaf, daß du dich geweigert hast in seine Herde aufzunehmen.“ Nun war der Bischof bereit, ihr Geübde zu empfangen, und unter Handauflegung erteilte er ihr die Weihe, die sie auf immer von der Welt schied. Bei Trennung ihrer Ehe (um das Jahr 545) war Radegundis etwa 25 Jahre alt.

Nachdem sie alle ihre Prachtgewänder, ihr Geschmeide, ihre Perlen und Edelsteine an arme Kirchen verteilt hatte, brach sie nach Saiz (in Poitou) auf, das ihr zum Aufenthalt bestimmt war. Unterwegs betete sie mit Andacht an dem Grabe des heiligen Martin in Tours. In Saiz lebte sie in klösterlicher Entbehrung nur den Werken der Barmherzigkeit. „Sie nährte sich nur von Wurzeln und Gemüse und aß bis in ihr Greisenalter weder Fleisch, noch Eier, noch Fische, noch Früchte. Ihr Getränk war Wasser mit etwas Honig vermischt.“ „Mit eigener Hand speiste sie die Hungrigen, wartete bei Tische ihren Gästen selbst auf und führte solchen, die Alters halber dazu nicht mehr fähig waren, selbst den Löffel zum Munde. Zweimal in der Woche badete sie ihre Pflöglinge und pflegte die Kranken, ohne vor widerlichen Krankheiten zurückzuschrecken! selbst der Auszug flößte ihr keine Furcht ein. Frauen, deren Körper einer gründlichen Reinigung bedurfte, seifte sie eigenhändig vom Kopf bis zu den Füßen ab. Nur Sonntags überließ sie alle diese Besorgungen ihren Frauen, um am Gottesdienste teilnehmen zu können. Die bei demselben thätigen Geistlichen bewirtete sie und entließ keinen, ohne ihn reich beschenkt zu haben.“

Während Radegunde in stillem Verichten in Gott und in Werken der Liebe die Ruhe ihrer Seele suchte, erwachte in Chlotar wieder das Verlangen nach seiner geschiedenen Gemahlin, und er machte sich auf, sie zurück-

zuholen. Entsetzt über diese Nachricht, rief sie Gott an um Hülfe und bat einen durch seine Frömmigkeit berühmten Einsiedler um seine Fürbitte bei Gott. Eine Sage läßt sie durch ein Wunder gerettet werden: Auf der Flucht nach Poitiers trat sie auf einen Acker, den gerade der Landmann mit Hafer bestellte; sofort sproßte die Saat empor und wuchs zu so hohen Halmen, daß sie die Verfolgte vor den Blicken des Königs verbarg.

Die letzten 37 Jahre ihres Lebens (von 550 an) verbrachte sie in Poitiers. Auf dem Hügel, auf dem jetzt die Gebäude und Gärten des alten bischöflichen Palastes liegen, erbaute sie das Kloster zum Heiligen Kreuz. In großem Maßstabe angelegt, nahm es bald gegen 200 Jungfrauen aus edlem, ja teilweise aus königlichem Geschlecht auf, die sich herzdürängten, mit der Stifterin zusammen zu leben. Zur Abtissin gab sie der Anstalt ihre Freundin Agnis: sie selbst, die Königin, lebte als einfache Nonne. „Ihre Demut und Dienstwilligkeit war allen andern ein leuchtendes Vorbild. Wenn ihre Woche gekommen war, trug sie das Holz in die Küche, holte das Wasser aus dem Brunnen, füllte die verschiedenen Gefäße damit an, putzte das Gemüse, kochte, deckte den Tisch, wusch nach beendeter Mahl das Geschirr auf, putzte es blank und trug die Küchenabfälle in die Müllgrube. Dann begab sie sich an die Betten der Kranken, um auch diesen als Magd und Wärterin zu dienen. Nahte ihre Woche dem Ende, so wusch und küßte sie die Füße der Schwestern und bat alle demüthig um Verzeihung für jede Nachlässigkeit, deren sie sich etwa schuldig gemacht habe. Aber auch außerhalb ihrer Woche suchte sie sich überall nützlich zu machen, stand bei Nacht, während die andern schliefen, auf, putzte den Schwestern die Schuhe, setzte die Höfe und alle Winkel des Klosters, unterzog sich allen Diensten der Zimmermädchen und Krankenwärterinnen und kehrte nach Beendigung dieser Arbeit zur Andacht in ihre Zelle zurück. Niemals entwürdigte sie ihren Mund durch eine Lüge, niemals sprach sie Uebles von andern oder duldete, daß man in ihrer Gegenwart dergleichen that.“

Der Ernst ihrer Gesinnung und die Tiefe ihres Gemüths tritt edel und schön in der bereits erwähnten Elegie „vom Untergange des thüringischen Königreichs“ hervor, welche in den Jahren 550—553 entstanden und an ihren Vetter Amalafried gerichtet ist. „Sie erinnert den ihr so theuren, fern im Osten weilenden Verwandten an die gemeinsam verlebte fröhliche Kindheit und an die vertraute Freundschaft, die sie mit einander verbunden habe, und beklagt ihre Verlassenheit, die seit der Ermordung des geliebten Bruders, der den Vetter habe aufsuchen wollen, ihr zu Liebe aber bei ihr geblieben wäre, eine völlige geworden. Hielte das Kloster sie nicht, so würde sie hineinrennen, um ihn zu überraschen, wo er auch weile, würde die Stürme des Meeres nicht fürchten und in der Hoffnung, ihn wiedersehen zu können, alle Gefahren vergessen; fände sie aber den Tod, so tröste sie die Hoffnung, daß er sie mit Thränen bestatten würde. Mit einem Gruß an die Schwestern des Veters schließt das Gedicht, das von einer so innigen Heimats-, Stammes- und Verwandtschaftslicbe durchweht ist, wie sie das Herz nur eines deutschen Weibes zu empfinden vermag.“ — Nach dem Tode Amalafrieds, der etwa in das Jahr 553 fällt, richtete sie an ihren „Neffen“ Artachis (der vermutlich der Sohn eines edlen Longobarden und einer Tochter Irminfrieds war) einen poetischen Brief, in welchem sie Amalafrieds Tod beklagt und den einzigen ihr gebliebenen Verwandten bittet, ihr diesen Verlust durch seine Liebe zu ersetzen.

Im Jahre 561 starb ihr früherer Gemahl, König Chlotar. Noch einmal war er mit dem Plane umgegangen, sie mit Gewalt an seinen Hof zurückzuführen, und hatte, um seine Absicht zu verdecken, eine Wallfahrt nach dem Grabe des heiligen Martin zu Tours angetreten. Doch stand er auf fußfällige Bitte des Bischofs Germanus von Paris, den Radegunde in einem Briefe inständig darum gebeten hatte, mit dem Bekenntnis davon ab, daß er von bösen Rathgebern dazu beredet worden sei.

Chlotars Nachfolger Sigibert behandelte sie auf das

ehrenvollste. Auf ihren dringenden Wunsch erbat er sich 569 durch eine Gesandtschaft vom Kaiser Justin in Konstantinopel Reliquien für das von Radegunde gestiftete Kloster. Der wertvollste Erwerb, der diesem dadurch zu Teil wurde, war ein beträchtliches Stück vom wahren Kreuze Christi.

An Sigiberts Hof kam bald nach dessen Thronbesteigung der Dichter Venantius Fortunatus, der in Ravenna Rhetorik und Grammatik, sowie die Rechte studiert hatte. Wenn er, wie es wahrscheinlich ist, auch aus Ravenna stammt, so wird er Radegunde dort schon als Knabe kennen gelernt und verehrt haben. Vom Königshofe, wo ihm viel Gunst und Ehre erwiesen ward, gelangte er über Tours auch nach Poitiers und trat hier mit der nach dem Stande des Wissens jener Zeit hochgebildeten Radegundis, welche damals etwa 45 Jahre alt war, bald in so innigen freundschaftlichen Verkehr, daß er sich durch sie zum Eintritt in den geistlichen Stand bewegen ließ und als Presbyter in Poitiers blieb. (In seinem höheren Alter wurde er Bischof daselbst und ist später unter die Heiligen aufgenommen.) Dieser von seinen Zeitgenossen außerordentlich hoch geschätzte Dichter hat nicht nur jene beiden Elegieen der Radegundis, welche seine eigenen zahlreichen Dichtungen bedeutend übertreffen, vor dem Vergessen gerettet, sondern auch das ganze Leben seiner Gönnerin beschrieben. Eine zweite Lebensbeschreibung derselben hat eine Nonne Baudonivia zur Verfasserin.

Radegunde setzte ihre Arbeit unermüdet fort. Die Regel, welche sie ihrem Kloster gegeben hatte, ließ sie von einem Konzil der fränkischen Bischöfe zu Tours bestätigen. Später reiste sie mit der Abtissin Agnes, ihrer Pflegetochter, nach Arles in der Provence, um dort die Klosterregel des heiligen Cäsarius kennen zu lernen. Nachdem das Stift zum heiligen Kreuze fertig gestellt war, erbaute sie vor der Stadt die dreischiffige Kirche „S. Maria außerhalb der Mauern“, welche sie zur Begräbnisstätte der Klosterichwestern bestimmte. Auch erbaute sie daneben

die Wohnungen der Kleriker, welchen die geistliche Versorgung jenes Klosters oblag. — „Ihre Selbstpeinigung trieb sie so weit, daß sie oftmals dem Verhungern nahe war oder auf andere Weise ihr Leben gefährdete. Weil es ihr nämlich nicht vergönnt war, als Blutzugin für Jesum den Tod zu finden, so wollte sie wenigstens auf diese Weise dem Herrn, für dessen Dienst sie erglüht war, eine Art von Ersatz bieten.“

Daß diese deutsche Frau, von der Ströme des Segens dem Volke zugestossen sind, das so viel Weh über sie und ihr Vaterland gebracht hatte, schon bei Lebzeiten wie eine Heilige verehrt wurde, geht schon daraus hervor, daß Wunder aller Art ihr zugeschrieben wurden. Sie starb am 13. August 587 „inmitten ihrer geistlichen Töchter, die in ihr eine Mutter beweinten, zur allgemeinen Trauer des ganzen Volkes. Ihr Leib wurde in der Krypta der von ihr gegründeten Marienkirche beigesetzt, welche seitdem ihren bisherigen Namen verlor und S. Radegundiskirche genannt wurde. Ein steinerner Sarkophag aus marowingischer Zeit, welcher daselbst noch vorhanden ist, wird für denjenigen gehalten, in dem Radegundis nach ihrem Tode beigesetzt worden.“ Im ganzen sind in Frankreich 15 Kirchen nach ihr benannt. In Poitiers, dessen Schutzpatronin sie ist, wurde im August 1887 die dreizehnhundertste Wiederkehr ihres Todestages von vielen Tausend Christen römischen Bekenntnisses in Gegenwart des päpstlichen Nuntius und vieler französischen Bischöfe gefeiert.

„An derjenigen Stelle des jetzigen Bischofshofes, wo vor Zeiten die Zelle der Königin gestanden hat, steht noch heute ein uralter Lorbeerbaum. Radegundis selbst soll ihn gepflanzt haben, um ihrer Zelle etwas Schatten zu verschaffen. Da er aber zu groß und stark war, schlug er seine Wurzeln, und seine Blätter verdorrten. Jedoch auf Radegundens Bitte gewann er neues Leben und neue Kraft in dem Maße, daß er fröhlich von neuem ergrünete und sich bis heute in immer wiederholter Verjüngung erhalten hat, ein älterer Genosse des uralten,

wohl in ganz Deutschland bekannten Rosenstockes an der Abseite (Apsis) des Hildesheimer Domes, zugleich ein Sinnbild der immer neu belebten dankbaren Erinnerung, welche die eigenartige Persönlichkeit und das Wirken der frommen Frau in die Herzen der nachfolgenden Geschlechter gepflanzt hat."





II.

Niederlassungen fremder Stämme in Späterer Zeit.

1. Das Eindringen der Sorben.

Infolge der Teilnahme deutscher Stämme an der Völkerverwanderung gelang es einem nichtgermanischen Volke, in die östlichen Gauen unseres Gebirges feindlich einzudringen und in einem Teile desselben sich festzusetzen. Es ist dies das Volk der slawischen Sorben.

Etwa um die Mitte des sechsten Jahrhunderts saß die große Zahl der slawischen Völkerschaften noch jenseit der Oder und Weichsel, noch um das Jahr 561 rechnete man das Land an der Elbe, also auch das ganze später sorbische Land zwischen Elbe und Saale, zu Thüringen, denn in diesem Jahre schlug Sigbert, König von Ostfranken und Herr von Thüringen, den „Chakan“ der Awaren in einer gewaltigen Schlacht „an der Elbe in Thüringen“. Als aber die Deutschen die Gebiete westlich der Weichsel und bald auch die westlich der Oder räumten, drangen die Slawen eifrig nach, und als ihre Vorhut erschienen die Sorben gegen Anfang des 7. Jahrhunderts bereits an der Saale. Schon um das Jahr 620 war das Land zwischen diesem Flusse und der Elbe sorbisches Land, schon um diese Zeit wurde die Saale als der Fluß bezeichnet, der Thüringer und Sorben scheidet. Doch blieb

sie keineswegs überall die Grenzscheide, sondern die Sorben drangen auch über diesen Fluß vor und gründeten im östlichen Teile des Haseganes eine bedeutende Anzahl von Niederlassungen. Die Herren Thüringens, die vom Frankenkönige Chlodwig abstammenden Merowinger, waren in jener Zeit schwächer, in der sie „von Ungeheuern zu Tröpfen herabsanken“, nicht im Stande, die fremden Eindringlinge zurückzuschlagen. Und über die Wenden gebot damals der mächtige, siegreiche König Samo, ein Franke von Geburt. Als Kaufmann im Lande der Wenden reisend, hatte er sich bei einem räuberischen Einfälle der Avaren an ihre Spitze gestellt und sie zum Siege geführt und war nun von den dankbaren Befreiten zum König eines weiten Gebietes gewählt, das von der Spree bis zur Donau reichte. Seine Scharen überzogen auch die thüringischen Lande des Frankenreiches und schlugen den König Dagobert I., der von 622—637 in Austrasien und Thüringen regierte. Doch erstarkte unter diesem Könige, in dem sich noch einmal die alte Kraft der Merowinger vorübergehend erneuerte, die fränkische Reichsgewalt so weit, daß sie dem weiteren Vordringen der Sorben Halt gebieten und die gewaltsam eingedrungenen sorbischen Ansiedler zur Anerkennung der Frankenkönige als ihre Landesherren zwingen konnte.

Auf dieses Vordringen im Anfange des 7. Jahrhunderts, nicht auf die Beutezüge im 8. und 9. Jahrhundert, ist also die jetzige Niederlassung der Sorben im Hasegau und in dessen Nachbarschaft um so mehr zurückzuführen, als es den Karolingern, welche das der schwachen Hand der entnervten Merowinger entfallene Schwert in wichtigen Streichen gegen die Slavenhorden schwenkten, gelang, die Sorben mehr und mehr wieder nach Osten zurückzudrängen. Schon 777 standen den nordthüringischen Gauen fränkische Grafen vor, 806 ließ Karl der Große, dessen Ahnherr der sorbischen Macht im Jahre 766 einen tödlichen Schlag bei Wettaburg (unweit Naumburg a. d. Saale) beigebracht hatte, schon östlich von der Saale bei Halle eine Feste (vermutlich die spätere Moritzburg) erbauen, 828 gab es schon säch-

ische Markgrafen und 849 sogar schon östliche Marken auf slavischem Boden, welche einen Bestandteil des Herzogtums Thüringen bildeten. —

Im Hasselgau erstrecken sich die slavischen Ansiedlungen über mehrere Quadratmeilen, im Friesenfelde finden sich nur zwei slavische Ortsnamen, eine größere Anzahl slavischer Wüstungen im Osten und Nordosten des Schwabengaus in den feuchten Uferniederungen der Saale, Wipper und Bode, einzelne auch, obwohl die Slaven im allgemeinen die Gebirge mieden, im eigentlichen Harze (bei Treseburg, Hasselfelde und Blantenburg).

Diese Ortsnamen endigen vorwiegend auf *iz*, welches mit unserm *ingen* und *ungen* gleicher Bedeutung ist (z. B. Görliz = Wohnsitz auf der Brandstelle), auf *au* (früher *ow*, *owa*, *owo*), welches teilweise das Eigentum einer Person bezeichnet (z. B. Meuschau = Eigentum des Mišeco), teilweise so viel wie Dorf bedeutet (z. B. Gensau = Dorf am Hügel), oder auch auf *in* (*ina*, *ino*, *ini*), z. B. Quiltzschina = Ort des Quilitzsch.

2. Wendendörfer am Südrande des Harzes.

Bei der Bahnstation Heringen liegt das Dorf Windehausen d. i. Wohnsitz der Wenden. Allerdings sind keineswegs alle Ortschaften, deren Namen mit „Wind“ gebildet sind, von vornherein als slavische (wendische) Niederlassungen anzusehen. Vielmehr liegen die meisten derselben an der „Wende“ der Gaue, d. i. an dem Punkte, wo sich die Grenze zweier Gaue gegen die eines dritten in Form eines lateinischen T wendet (z. B. Wendhausen nördlich von Verneburg). Aber bei unserm Windehausen ist jeder Zweifel ausgeschlossen.

Wenn die Bewohner der umliegenden Dörfer die Windehäuser necken wollen, so nennen sie dieselben Pomaiböcke. Pomai = Bog (wörtlich: es helfe Gott!) ist aber der schöne Gruß, mit dem man sich noch heute in den Wendendörfern des Spreewaldes „Guten Tag!“ wünscht. Wie Gelehrte im Stande sind, ist aus einem

aufgefundenen Zahn eines vorweltlichen Tieres die Gattung zu bestimmen, zu welcher dasselbe gehört hat, so hat ein Sprachforscher aus der Form jenes Grußes (Zusammenstellung des Imperativs mit dem Nominativ) und aus der Aussprache desselben (Bog = Bock) die Bewohner von Windehausen als Nachkommen des Zweiges der Slaven erkannt, welchen man als Niederlausitzer bezeichnet.

Den Namen Bomaibog trägt auch ein etwas verstümmeltes Bild, welches im Turme der Windehäuser Kirche aufbewahrt wird, ehemals aber in der Kirche selbst angebracht war und für wunderthätig gehalten wurde. Dasselbe ist eine in Holz geschnitzte Darstellung der Jungfrau Maria, welche sitzend den Leichnam Christi auf dem Schoße hält (eine mater dolorosa), und ist nach dem Urtheile Sachverständiger gegen das Ende des 15. Jahrhunderts entstanden. Daß sich an dieses Bild jener slavische Anruf heften konnte, ist ein Beweis dafür, daß in unserer Goldenen Au die slavische Sprache noch vor vier Jahrhunderten gesprochen und verstanden wurde.

Auch die Lage und Form des Dorfes erweist Windehausen als eine wendische Ansiedlung.

Während der alte Deutsche an Krieg und Jagd seine Freude fand, liebte es der Wende, am Bachesufer beschaulich dem Fischfange nachzugehen; und während jener es vorzog, nur mit seiner Sippe zusammen zu wohnen, lebten die Slaven gern in traulicher Nähe beisammen. Ihre meistens an Bächen belegenen Dörfer sind sog. Rundlinge, d. h. die Häuser sind in Hufeisenform zusammengebaut, so daß nur ein einziger Ein- und Ausgang vorhanden war. Wie diese Bauart jenem Triebe zu geselliger Vereinigung entsprach, der dem ganzen slavischen Wesen inne wohnt, so hatte sie daneben wohl auch den Zweck, dem Dorfe größern Schutz gegen feindlichen Angriff zu gewähren.

Sehen wir uns einmal ein Wendendorf im sog. hannoverschen Wendlande an, wo die Wenden dichtgedrängt beisammen wohnen und deshalb ihre Eigenart besser bewahren konnten, als in ihrer Vereinsamung am

Harzrande. Rings um den Plan, den freien Platz, in dessen Mitte sich oft ein Teich als Viehtränke befindet, stehen die Häuser, und zwar kehren alle dem Plage die mit grellen Farben bemalte Giebelseite zu. Dieser Giebel steigt gerade auf, und zum Fachwerk ist mehr Holz verwandt, als bei dem altdeutschen Hause. Zwischen den Häusern liegen die mit Bäumen bepflanzten Hofplätze, hinter jenen die „Alanzeien“ d. i. Obstgärten, an die sich der „Wischhof“, ein Grasgarten zum Bleichen der Wäsche, anschließt. Dann folgt noch als äußerer Kreis das „Briesing“, an welchem, wie auch an einem großen umzäunten Kohlgarten, der sich außerhalb des Hofeifens seitwärts vom Dorfeingange findet, jeder Hof einen entsprechenden Anteil hat. Als die Wenden das Christentum annahmen, war für Kirche und Pfarrhaus im ursprünglichen Ringe kein Platz mehr vorhanden, deshalb stehen diese Häuser stets seitwärts vom Dorsthore. Die Fahrstraße schlängelt sich in Form eines großen lateinischen S durch den Rundling: eine eingedrungene feindliche Schar konnte somit nicht sofort in die Dorfmitte vordringen, wohl aber von allen Seiten angegriffen werden. Jetzt ist wohl in allen früheren Wendendörfern der Ring an der dem alten Eingange gegenüber liegenden Seite durchbrochen, oft ist auch noch durch Weiterführung einer ehemaligen Sackgasse ein dritter Eingang hergestellt. Diese Nebenstraßen führen meistens die Namen Mittel, Hosenbein, Strumpf, oder Seidenbeutel, mit denen stets Sackgassen bezeichnet werden. Sie sind in einer Zeit entstanden, als der alte Häuserring nicht mehr für die angewachsene Bevölkerung ausreichte: sie laufen sämtlich straßenförmig vom Plane aus, so daß man von der Mitte desselben sämtliche Häuserreihen übersehen kann.

Windehausen läßt nun den wendischen Dorfplan noch genau erkennen. Es hat drei Haupteingänge, von denen der zweite bei der Befestigung des Dorfes angelegt und — wie der Name Fallthor sagt — mit einer Zugbrücke versehen sein wird: der Weg, welcher beide verbindet, macht gleich vom Mühlenthor aus eine S-förmige Schleife. Die ehemaligen Sackgassen sind sämtlich durchbrochen.

(Die Befestigung (Dornhecke, Graben und Wall) der Wendendörfer am Südrande des Harzes ist wahrscheinlich im 15. Jahrhundert auf Befehl des Grafen von Hohnstein entstanden. Doch waren sie auch wohl ursprünglich nicht ganz ohne eine den Gartenring außen umgebende Schutzvorrichtung.)

Die wendische Dorfanlage zeigen u. a. auch die Dörfer Bielen (hiala heißt weiß), Leimbach, der nördliche (jüngere) Teil von Verga, der nördliche (ältere) Teil von Görzbach — in Verga heißt noch jetzt eine Nebenstraße Mittel, in Görzbach Hosenbein. Wendisch sind (bezw. waren) ferner im Helmegau Altwenden, Rospermenda, Schwederswende, Klausitz, Lindschu, Steinbrücken, Mischerswenden, Nenzelsrode, Othstedt, Bechersdorf, Libez und Tütchewenden, die letztgenannten sechs Dörfer in der Nähe von Nordhausen. Auch Buchholz, Urbach, Heringen und Tilleda haben teilweise wendische Bevölkerung.

In manchen Orten weist eine „windische“ oder „wingsche“ Straße, oder eine solche mit verderbter slavischer Bezeichnung, wie Siebenhize (d. i. Straße am Bache) in Gisleben, Kämeje (Steinstraße), Kalitschen (Sumpf), auf das Wendentum hin.

Von der wendischen Sprache haben sich nur einige Ausdrücke erhalten: in Leimbach wird ein Kinderspiel mit dem slavischen Namen Aplonspiel bezeichnet; bekannter ist das Wort pumale für langsam. Wendisch ist auch, daß Weiß als Trauerfarbe gilt.

Wenn nicht alle, so sind doch manche der oben erwähnten Niederlassungen wohl darauf zurückzuführen, daß die Kaiser aus dem sächsischen Hause auf den Ländereien der Königshöfe (solche waren u. a. in Nordhausen, Tilleda und Verga) Wenden ansiedelten.

3. Flämische Kolonien in der Goldenen Au.

Unter der Goldenen Au versteht man die Ebene am Südrande des Harzes, durch welche sich die Helme, ein Nebenfluß der Unstrut, gemächlich, denn ihr Gefälle beträgt nur 1 m auf 1714 m, hindurchwindet.

Der Vorprung des Kniffhäufers teilt sie in der Gegend von Kelbra in die obere, welche sich nordwestlich bis in die Nähe von Nordhausen erstreckt, und in die untere, welche sich zwischen Wallhausen und Sangerhausen südlich wendet und in der Gegend von Kalbsriet, wo die Helme mündet, auch die Ufer der Unstrut umfaßt. Ursprünglich gebührt der Name nur der kleineren oberen Hälfte, ja eigentlich sogar, wie wir später sehen werden, nur einem Teile derselben.

Als Botho der Glückselige, Graf zu Stolberg, von seiner Meerfahrt nach Palästina am 9. Februar 1494 zurückkehrte, gestand er freimütig und mit Stolz, daß er seine Goldene Au dem Gelobten Lande vorzöge. Aber nicht zu jeder Zeit hätte sie diesen Vergleich aushalten können: denn über den fruchtbaren Aekern, die heute der Pflug durchschneidet, wogten einst, ehe es der Unstrut gelungen war, die sich ihr entgegenstellenden Felsenvälle zu durchsägen, die Wasser eines der Länge nach unabsehbaren Sees, und wo jetzt der Schnitter rastet, da lagen die Anwohner in vorgeschichtlicher Zeit in ihren Einbäumen dem Fischfange ob. (Vergl. 1. Bändchen S. 17 f.)

Und noch im Anfange des 12. Jahrhunderts war die heute so fruchtbare Ebene zum größten Teil ein ununterbrochenes sumpfiges „Riet“, in dessen mit Weidengebüsch untermischtem Schilf- und Rohrdickicht nur Sumpfvögel zu hausen vermochten. Noch jetzt führen manche tiefgelegene Wiesenflächen den Namen „Sumpf“, — sie standen noch vor kurzem fast gänzlich unter Wasser, aus dem breitblättrige Schilf- und runde Rohrgewächse herausragten; und auf manchen Ackerfluren wuchert hin und wieder ein dunkelgrüner Rohrstengel zwischen der goldgelben Frucht hervor, — sie sind erst in unseren Tagen durch die Regelung des zu Ueberschwemmungen und Sumpfbildungen geneigten gewundenen Flußlaufes für den Getreidebau gewonnen. --

Wenn manche verhältnismäßig günstig gelegenen Strecken der Helmeniederung wohl schon von den alten Uwohnern derselben in Benutzung genommen sein werden, so scheint eine eigentliche Besiedelung in nennenswertem

Umfange doch erst durch die Wenden erfolgt zu sein, deren Dörfer wir oben uns angesehen haben. Der größte und schwieriger zu entwässernde Teil des Rietes ist jedoch erst von den Mönchen des um 1127 gegründeten Cisterzienserklosters Walkenried und von niederländischen Ansiedlern durch künstliche und planmäßige Trockenlegung in blühende Gefilde umgewandelt.

Die Entwässerung des oberen Rietes begannen die Mönche im Jahre 1144 mit der Kultivierung eines Sumpfes bei Görzbach. Im Jahre 1148 wird der von ihnen bis dahin ertragsfähig gemachte Teil im Gegensatz zu dem sumpfig verbliebenen die „Th“ d. i. die Aue genannt. Aus dieser Bezeichnung, an welche noch die „Aumühle“ erinnert, ist später „Goldene Au“ geworden, ein Name, welcher nach und nach auf alle durch Entwässerung der Helmeriede gewonnenen Strecken ausgedehnt wurde.

Während die Walkenrieder sowohl jene wie ihre späteren Entwässerungen, bei denen es sich um Urbarmachung der durch Kauf oder Schenkung in den Besitz ihres Klosters übergegangenen Rietstrecken handelte, mit ihren eigenen Leuten beschäftigten und auch die neu entstehenden Klosterhöfe mit diesen besetzten, bildeten sich in der unmittelbaren Nähe von Heringen vier ausschließlich niederländische Dörfer: Horne südlich der Helme zwischen Heringen und Aulsen, Ellre zwischen Heringen und Windehausen am Kalten Graben, Langenriet an der Stelle der jetzigen Aumühle bei Görzbach, und Vorriet am linken Helmeufer zwischen Verga und Görzbach.

Obgleich dafür ein bestimmter urkundlicher Anhalt fehlt, so wird doch die Einwanderung der Flämmländer so zu erklären sein, daß die Besitzer des Rietes, und unter diesen besonders der Erzbischof von Mainz, durch die Erfolge der Mönche auf die Kulturfähigkeit und den Wert der Sumpfgegenden aufmerksam geworden, den Abt von Walkenried darum angingen, ihnen bei der Trockenlegung derselben behülflich zu sein, und daß der Abt, da die Feinigen noch lange in den eigenen Rietgebieten zu thun hatten, in Ausführung dieses Auftrags die Ein-

wanderung der mit solchen Arbeiten erfahrenen Niederländer veranlaßte. Waren doch aus den Niederlanden auch die ersten Mönche von Walkenried gekommen, und stand das Kloster als Tochterkloster von Altenbergen noch immer in engen Beziehungen zu jenen.

Diese Einwanderung der Flämländer*) wird in die fünfziger Jahre des 12. Jahrhunderts fallen.

Da die Kultur des oberen Rietes unter der Oberleitung der Walkenrieder glänzend gelang, so beauftragte sie Kaiser Friedrich I. um das Jahr 1180 auch mit der Trockenlegung des unteren Rietes, und schon im Jahre 1188 war diese unter der Aufsicht und Anleitung des Mönches Jordan zu einem gewissen Abschlusse gelangt. Es entstanden hier die fünf flämischen Dörfer Weidenhorst, Martinsriet, Lorenzriet, Katharinenriet und Nikolausriet. Die für dieselben bestimmten Kolonisten entnahm Jordan anscheinend aus den wenige Jahrzehnte zuvor gegründeten flämischen Dörfern im oberen Riet.

Von den neun flämischen Dörfern bestehen heute nur noch drei. Die vier in dem oberen Riet entstandenen sind sämtlich eingegangen. Langenriet, in den Urkunden auch kurzweg Riet genannt, scheint schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts verlassen zu sein, denn schon im Jahre 1445 war die Kirche in „Guldenowe“ — auf dieses Dorf ist demnach der Name Goldenau zunächst übergegangen — dem Verfallense nahe, und „der zu dieser Kirche bestellte Pfarrer konnte weder sicher leben noch vergnüglich auskommen“. Horne wird zuletzt 1537, Eire 1538, Borriet 1583 erwähnt. Die Nachkommen jener flämischen Ansiedler kehrten aber nicht etwa in die Niederlande zurück, sondern bauten sich in den benachbarten größeren Ortschaften Berga, Görzbach und Heringen an, von wo sie ihre Länderei leicht bewirtschaften konnten. Im erstgenannten Orte gab es bis zur Aufhebung des flämischen Rechtes im Jahre 1849

*) Die Einwanderer müssen sich durch ihre Größe ausgezeichnet haben, denn ein auffallend großer und kräftiger Mann heißt noch heute ein „flämischer Kerl“.

einen Langenriet- und einen Borrietischulzen, in Heringen einen Ellerschulzen. Nur Langenriet und Borriet waren Kirchdörfer. Auf dem Kirchhofe von Langenriet (Guldenau) fanden die Gerichtsversammlungen der Fläminger aus den vier genannten Orten statt.

Von den fünf flämischen Orten im unteren Riet sind Lorenzriet und Weidenhorst eingegangen. Die Einwohner von Lorenzriet, welches schon 1400 wieder wüst war, zogen nach den Dörfern Ober-Möblingen und Ederleben, die von Weidenhorst nach Wallhausen und Martinsriet. Doch blieb auch hier die Zusammengehörigkeit der Dorffluren bewahrt, so daß die ursprünglichen alten Dorfgemeinschaften fortbestehen konnten.

Die Zahl der Eingewanderten war nur gering. Jede Familie erhielt eine Hufe (etwa 30 Acker oder Morgen), ebensoviel die Kirche. Da diese Bauerngüter unteilbar waren, so läßt sich aus der Zahl der vorhandenen Hufen (Katharinenriet 10, Nikolausriet und Weidenhorst je 5) schließen, daß sich in den fünf Ortschaften des unteren Helmethales ursprünglich etwa 30—40 Familien angesiedelt haben. Die in den Rietdörfern neben den Hofbesitzern vorhandenen Hinterlassen sind die Nachkommen der jüngeren Kinder jener, teilweise auch wohl die später zugewanderten. Ihre Güter, kleiner als die alten Hofstellen und durch Urbarmachung weniger günstig belegener, von den Bauern nicht angebauter Rietteile entstanden, waren stets sog. walzende, d. h. sie waren nicht mit ihrer Hofstelle untrennbar verbunden und konnten beliebig verkauft oder vererbt werden.

Wenn auch die flämischen Dörfer durch die Gebäude der Hinterlassen mehr und mehr das Ansehen der thüringischen Ortschaften, welche eine regellose Häusermasse bilden, erhalten haben, und wenn dadurch namentlich auch die Kirche, welche ursprünglich etwas seitwärts von den Bauerhöfen lag, in unmittelbaren Zusammenhang mit den Gehöften gebracht ist, so läßt sich doch der für alle niederländischen Kolonien charakteristische Plan noch überall genau erkennen: die alten Bauerhöfe liegen in einer einzigen Reihe neben einander, jeder an der Spitze des

dazu gehörenden Grund und Bodens — die übrige, gleichfalls in Streifen geschnittene Länderei, an der auch die Hintersassen Anteil haben, ist erst später durch Fortsetzung der Entwässerung, in diesem Jahrhundert teilweise durch Entwaldung gewonnen — der zwischen den Hofplätzen und dem Damme der Helme die Kolonie entlang führende Fahrweg war lange Zeit die einzige Straße: das auf der entgegengesetzten Seite des Hofraumes angebrachte Thor führte nur auf das dahinterliegende Feld.

In der Form unterscheidet sich heute das einzelne Gehöft in den Rietdörfern nicht von dem fränkischen Bauernhofe: dem Wohnhause, welches der Straße die Giebelseite zuwendet, liegen die Viehställe gegenüber; an der Straßenseite stehen neben dem Einfahrtsthore kleinere Ställe, und die hintere Querseite nimmt die Scheune ein. An dieser Querseite befindet sich ein zweites Thor, welches auf die zum Hofe gehörende Länderei führt. —

Der Erwerb der flämischen Güter war an den sog. Kirchgang geknüpft. Der Bauernsohn nämlich, welcher nach seiner Verheirathung in das Erbe seiner Eltern mit vollem Rechte eintreten wollte, mußte mit seiner Frau und drei Flämingen unter Vorantritt des Erbschulzen einen Gang um den Altar machen und auf diesen ein Stück Geld legen. Dann erhielt er den sog. Kirchgangsbrief d. i. eine Bescheinigung, daß er „sein Gut recht verkirchgänget habe“. Unterließ er den Kirchgang, so fiel bei seinem Tode, soweit das obere Riet in Frage kommt, der dritte Teil, in den Dörfern des unteren Riets die Hälfte an die Landesherrschaft. — Durch diese Einrichtung sollte wohl den Kolonisten der Charakter eines freien Besitzes gewahrt werden.

Die Erbschulzen der flämischen Dörfer hatten die Gerichtsbarkeit über Streitigkeiten und Schäden, welche die Flur betrafen, und mußten die Zinsen und Getreideabgaben von den einzelnen Hofbesitzern einziehen und um Martini abliefern. Der Schulzenhof, mit welchem das Amt weiter vererbte, bestand aus zwei Hufen, von denen eine, die eigentliche Schulzenbuse, abgabenfrei war.

Durch die Aufhebung des flämischen Rechts im Jahre 1849 ist auch das Erbschulzenamt, welches bereits früher im unteren Riet teilweise eine Beschränkung erfahren hatte, beseitigt.

4. Die Einwanderung der Oberharzer.

Was den Bewohnern der Vorlande des Oberharzes an den Harzfrauen, welche als „Landgängerinnen“ singend und strickend das Land bis über Bockenheim und Gandersheim hinaus durchstreifen, um Butter und Käse, Eier und Mettwurst für ihre Kunden in Klausthal und Zellerfeld und andern Bergstädten aufzukaufen, besonders auffällt, das sind nicht nur die eigentümliche Form der mit dem bunten Rattunmantel bedeckten Kiepe (des Tragtorbes), an welche sich die sprichwörtliche Redensart gehängt hat „einerlei wie eine Harzkiepe“, und die aus Zeugeggen geflochtenen Socken, in denen sie trotz einem Silboten munter dahinmarschieren; sondern das ist vor allem ihre von der niederdeutschen Sprache völlig abweichende Mundart.

Sie beweist mehr als alles andere, daß die Bewohner der Bergstädte Klausthal, Zellerfeld, St. Andreasberg, Lautenthal und (teilweise) Altenau und der Bergorte Bockswiese, Hahnenklee, Schulenberg (teilweise) und Gemfenthal einem andern Volksstamme angehören als ihre Nachbarn. Alle diese Orte stammen erst aus dem 16. Jahrhundert.

Schon einmal freilich war die Wildnis des Oberharzes, in deren Schluchten und Brüchen die reißenden Tiere, Bär und Wolf, Luchs und Wildkatze ungestört haufen konnten, in deren dichtem Urwalde der Ur und der Wjent, der Elch (das Elen) und der Schelch (Niesenhirsch), der Hirsch und der Eber des Jägers Geschloß nicht zu fürchten brauchten, auf dessen einsamen Höhen ungestört der Auerhahn balzte und der Adler horstete, wenn auch nur schwach besiedelt gewesen. Etwa um das Jahr 1200 war an der Stätte des städtischen Brauhauses zu Zellerfeld das Benediktinerkloster Cella ent-

standen, und die Mönche desselben hatten nicht nur fleißig die Art geschwungen, um den dunklen Urwald zu lichten, sondern sie hatten auch die unterirdischen Schätze edlen Metalles erschlossen und eine Gemeinde von Berg- und Hüttenleuten außerhalb ihrer Klostermauern gesammelt. Das war in jener bösen Zeit, wo die Gruben und Silberhütten bei Goslar, in denen seit alters fränkische Einwanderer mit gutem Erfolge gearbeitet hatten, unter den Kämpfen der Staufer Friedrich Barbarossa und Philipp von Schwaben mit den Welfen Heinrich dem Löwen und Otto IV. nach wiederholter Verwüstung zum Erliegen kamen. Nun fand ein Teil der flüchtenden und arbeitslos gewordenen Franken in der Nähe des Klosters Cella, auf den Hochebenen und in den Thälern des Oberharzes ein neues willkommenes und ergiebiges Arbeitsfeld. Noch heute führt die Stätte, wo die Klauenthaler Silberhütte ihre dichten Rauchwolken verwüstend in die Waldung hinauswirbelt, auch den Namen Frankenscharren; die ältere Form desselben, „Frankenscherven“, erinnert daran, daß hier einstmal die Franken geschürft haben. Und noch heute erzählen die Sagen vom Bergmönch, der in der Kleidung eines Berggeschworenen, mit silbernem, hoch aufflammendem Grubenlichte Schacht und Stollen durchfährt, um fleißige Bergleute durch Aufschluß reicher Anbrüche zu belohnen, träge aber zu erschrecken und zu strafen, aus jener Zeit, wo das Kloster Cella der Mittelpunkt und die Pflegstätte des oberharzischen Bergbaues war. Und nicht gering ist die Zahl der bekannten Gruben und Hüttenstätten des „Alten Mannes“, jener ersten Bevölkerung des hohen Westharzes.

Aber diese Blütezeit des Bergbaues war nur von kurzer Dauer. Erst anderthalb Jahrhunderte hatte das Kloster Cella mit seiner Pfarrgemeinde bestanden, da drang der „schwarze Tod“, jene furchtbare Pest, welche in der Mitte des 14. Jahrhunderts wie ein Würgengel ganz Europa heimsuchte, 1348 auch in die Ansiedelungen der oberharzischen Franken wie in die Mauern des Klosters und raffte einen großen Teil der Bewohner in

kurzer Zeit hinweg. Der Tod ergriff die Vergleute, alt und jung, so plötzlich, daß sie oft nicht mehr Kraft und Zeit fanden, zu Tage auszufahren, und ihnen die erzblickende Teufe zum Grabe wurde. Der übriggebliebene Rest der Bevölkerung konnte sich bei der Wildheit und Unsicherheit der Gegend nicht halten, und 1431 wurde das Kloster, das — wohl bald nach dem Jahre 1357 — aufgegeben und damit den Räubern und wilden Tieren überlassen war, vom Papste völlig aufgehoben.

Das „Zeller Feld“, die um das Kloster entstandene Lichtung mit Teichen und Wiesen, die Ruinen der Wohnstätten und die verfallene Umwallung, an welche noch jetzt die Benennung „Burgstatter-Zug“ erinnert, blieben als stumme Zeugen der Thätigkeit der fleißigen Benediktiner und ihrer Gemeinde zurück. Nede und menschenleer war wieder wie vor alters, da er nur als kaiserlicher Bannforst diente, der Oberharz. Nur in den vom Flachlande leicht zugänglichen Thälern dampfte hie und da ein Eisenwerk, für welches der Eisenstein in der Nähe gewonnen wurde. Höher hinauf knirschte höchstens eine Sägemühle, erdröhnte die Holzart und rauchte hin und wieder ein Meiler. Ueber die Hochebene selbst knarrte allenfalls ein Frachtwagen, der die Waren der Hansestadt Goslar an der verfallenen Wegsklaufe („Klausthal“) vorüber auf der alten Straße nach Osterode und weiter führte.

Der Oberharz war damals unter drei Landesherrn geteilt. Das nordwestliche Drittel, in dem jetzt die Städte Zellerfeld, Grund, Wildemann und Lautenthal liegen, gehörte zum Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel, das im Süden daran anschließende Gebiet mit den jetzigen Städten Klausthal und Altenau zum Herzogtum Grubenhagen, und mit der Gegend südöstlich („jenseit“) des langen Zuges Bruchberg-Acker, in der jetzt die Stadt Andreasberg liegt, waren die Grafen von Hohnstein von den Herzogen von Grubenhagen belehnt.

Alle diese Teile lagen im gleichen, todesähnlichen Winterschlafe. Da fast zu gleicher Zeit erweckten im Norden wie im Süden die Strahlen, welche aus Silber-

blinkender Teufe aufschossen, ein neues Leben und ließen es — der Frühjahrs-sonne gleich, die wie mit einem Zauberschlag die erstarrte Erde oft binnen kurzem neu verjüngt — in wenigen Jahrzehnten herrlich sich entfalten.

Als die Kunde von den im Oberharze erschürften edle Erze führenden Gängen in andere Berggegenden drang, in denen der Bergbau im Rückgange begriffen war, da machten sich die wanderlustigen Berggesellen scharenweise nach dem Glück verheißenden neuentdeckten deutschen Peru auf. Redeten doch auch die „Bergfreiheiten“ jener drei Landesherren eine gar verlockende Sprache. Sie sicherten dem „fremden Manne“ nicht nur gleichen Schutz wie den Landeskindern zu, sondern auch Sicherheit gegen auswärtige Schuldforderungen, Freizügigkeit, Freiheit von Steuern und Zöllen, sowie von Kriegsdiensten außer bei allgemeiner Landesnot, freies Holz für Schacht- und Häuserbau, für die Schmelzhütten u. s. w., auch eine beschränkte Fisch- und Jagdgerechtigkeit, für die ersten Jahre freien Silberverkauf und Erlaß des Zehnten, ferner für die zu gründenden Bergstädte Markt-, Bran-, Schank-, Backgerechtigkeit, das Recht der Selbstbestimmung in Verwaltungssachen wie in der Rechtspflege. — Und mit demselben fieberhaften Eifer wie die Bergknappen drängten sich die wohlhabenden Kaufleute der Nachbarstädte, namentlich Braunschweigs und Magdeburgs, herzu, sich zu „Gewerken“ zusammen zu schließen und damit ihre Kapitalien in Erwartung hoher Verzinsung durch reiche Ausbeute in den Dienst des Bergbaues zu stellen. — So schoffen denn die Städte wie Pilze aus der Erde.

St. Andreasberg reicht mit den Anfängen seines Bergbaues noch in das 15. Jahrhundert zurück, denn schon im Jahre 1487 waren hier mindestens zwei Gruben im Betriebe; aber zu rascher Entwicklung gelangte es erst im Jahre 1521, als am Beerberge in einer Klippe ein handbreiter Gang mit Glanzerz und reichhaltigen Nestern Rotgülden erschurft wurde, so daß die Grafen von Hohnstein sich beeilten, für ihr Gebiet die erste Bergfreiheit zu erlassen. Schon 1532 wurde mit dem Bau

einer Kirche begonnen, und (anscheinend) schon 1535 erhielt der Ort Stadtgerichtsamt.

Während die Personen, von denen die ersten glücklichen Schurfversuche in diesem gräflichen Gebiete ausgingen, nicht bekannt sind, knüpfte sich die Wiederaufnahme des Silberbergbaues im nordwestlichen Oberharze an den Namen des Landesherrn selbst, des Herzogs Heinrichs des Jüngeren. Nachdem der Eisensteinsbergbau mit seiner Verhüttung schon unter seiner Großmutter, der Herzogin Elisabeth, welche das (damals auch den wolfenbüttelschen Oberharz umfassende) Amt Staufenburg als Leihgeding besaß und seit 1505 auf der Staufenburg wohnte, einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte, so daß die bis dahin in Gieselde eingepfarrte Ortschaft Grund („Gittelde im Grunde“) einen eigenen Pfarrer erhielt, erließ Heinrich im Jahre 1524, drei Jahr nach dem Antritt der Erbschaft seiner thätigen und frommen Großmutter, die erste Bergordnung für „Grund und umliegende Gebirge“ und berief auf Anregung des Herzogs Georg von Sachsen tüchtige Bergbeamte aus dem Erzgebirge, die den Bergbau auf Silber in Angriff zu nehmen und zu leiten verstanden. Die in großen Haufen herzuströmenden Bergleute stiegen von den Grundner Bergen aus in das obere Innerstethal und auf die Hochebene des „Zeller Feldes“ und gründeten hier die Städte Wildemann und Zellerfeld. Diese standen, wie in unserm Jahrhundert manche Städte in Kalifornien und Australien zur Zeit des Goldfiebers, fast mit einem Schlage fertig da. Erst 1526 wurde an der „Winterhalbe“, etwa in der Mitte zwischen den genannten beiden Städten, die erste Grube aufgenommen, und schon 1532 erhielt Zellerfeld in der Bergfreiheit die Stadtgerichtsamt; Wildemann, wo 1529 das erste Haus gebaut wurde, hatte schon 1534 einen Richter und demnach auch Stadtrechte. Im Jahre 1535 wurden auch dem älteren Grund die Rechte einer „freien Bergstadt“ verliehen.

Anfangs wurden die neuen Städte Zellerfeld und Wildemann von Grund aus, an dessen Kirche damals bereits der vierte Pfarrer stand, kirchlich versorgt. Aber

schon 1539 erhielt Zellerfeld, nachdem im Jahre zuvor Kirche und Schule erbaut waren, einen eigenen Pfarrer, der auch allsonntäglich in Wildemann predigte; bis zur Erbauung einer Kirche im Jahre 1543 sprach er zu der im Freien versammelten Berggemeinde zu einem Fenster des Rathauses hinaus. 1548 stellte Wildemann einen eigenen Pfarrer an.

Inzwischen aber hatten die jungen Kirchengemeinden Grund und Zellerfeld eine Zeit schwerer Bedrängnis durchzumachen. Als erstere nach dem Abgange ihres vierten (katholischen) Pfarrers einen evangelischen Prediger verlangte, entzog Herzog Heinrich, der zu den eifrigsten Gegnern Luthers und der Reformation gehörte, ihrem Pfarrer im Jahre 1539 die Dotation (100 Gulden Einkünfte und 10 Morgen Landes), um sie zur Annahme eines katholischen Priesters zu zwingen. Und zwei Jahre später vertrieb er den evangelischen Pfarrer Christoph Beer zu Zellerfeld und versuchte, auch dieser Gemeinde und deren Filialgemeinde Wildemann einen katholischen Geistlichen aufzudrängen. Aber obwohl er sich bereit erklärte, diesen seinerseits zu besolden, so verweigerten die Bergleute mit solcher Entschiedenheit die Annahme desselben, daß der Herzog, um sie zum Verbleib in seinen Landen willig zu erhalten, von seinem Vorhaben abstand. Voll Unmuths entschied er: „Wenn sie an einem Lutherischen nicht genug haben, mögen sie zwei nehmen: ich gebe aber nichts dazu und will nichts dazu geben!“ Der Nachfolger des verjagten Pfarrers war Johann Gnaphäus aus Göttingen. Er trat sein Amt in den Städten Zellerfeld und Wildemann, deren sich inzwischen der evangelische Pastor Johann Ebeling in Kirchberg im Arbergau soweit es die beträchtliche Entfernung gestattete, getreulich angenommen hatte, im Jahre 1543 und übernahm zugleich die kirchliche Versorgung der verwaisenen Kirchengemeinde Grund, die erst 1568 oder kurz vorher den ersten evangelischen Pfarrer erhielt.

Im grubenhagenschen Teile des Oberharzes lagen die reichen unterirdischen Schätze noch unentdeckt und unerschlossen, als Zellerfeld, Wildemann und Grund bereits

Stadtgerechtsame besaßen. Doch nur noch kurze Zeit; denn schon im Jahre 1544 wird das Bergwerk des Herzogs Philipp „an dem Zeller Felde“ erwähnt. Raschen Aufschwung nahm die neue Ansiedlung, welcher zuerst Zellerfeld grubenhagenschen Theils genannt wurde, als — wie die Sage erzählt — in den tief ausgefahrenen Wagengleisen der alten Goslar-Osteroder Verkehrsstraße in der Nähe der verfallenen Klaus (,,im Klausthale“) edle Erze zu Tage traten. Etwa um 1548 hatte der Bergort, dessen Mittelpunkt nun jenes Thal wurde, bereits einen Pfarrer und also doch auch wohl eine Kirche, die Bergfreiheit von 1554 nennt ihn schon „freie Bergstadt auf dem Klausberge, in und an den Klausthälern“, und 1610 mußte die erste Kirche durch einen umfänglichen Bau ersetzt werden.

Die jüngsten Bergstädte sind Lautenthal und Altenau. Ersteres läßt sich in seinen Anfängen nicht über 1551 zurück verfolgen, erhielt aber schon 1564 eine gottesdienstliche Stätte und 1577 einen eigenen Prediger. Wann Lautenthal Stadtrechte erlangte, ist nicht bekannt. Altenau war 1580 ein Bergflecken von 20 Häusern, erhielt zwei oder drei Jahre später einen eigenen Prediger und hatte bereits 1594 einen Richter mit beschränkten Befugnissen; die vollen Stadtgerechtsame wurden „der Altenau“ im Jahre 1617 verliehen. —

Fragen wir nun: Woher sind die Bergleute eingewandert, welche in dem Jahrhundert von 1520—1620 die sieben Bergstädte des Oberharzes gründeten? so ist zunächst zu antworten: Nicht von Goslar und nicht aus dem Mansfeldischen, den beiden nächstliegenden der damals Silberbergbau treibenden Gegenden Deutschlands. Goslar lag in jener Zeit, als die Gruben des Oberharzes wieder oder neu aufgenommen wurden, in bitterer Fehde mit dem Herzog Heinrich dem Jüngeren, dem es den vor 100 Jahren verpfändeten Bergzehnten mit der Berghoheit zurückzugeben sich weigerte, und als der Herzog endlich im Riechenberger Vertrage von 1552 nicht nur die Anerkennung dieser seiner Rechte, sondern auch der Oberhoheit durchgesetzt hatte, fand er dort den Bergbau

in wenig erfreulichem Zustande und mußte zu seiner Hebung fremde Kräfte herbeiziehen. Aber selbst hiervon abgesehen, so waren die eingebornen Goslarischen Bergleute in der Bergarbeit, wie sie der Oberharz erforderte, in der Anlage neuer Schächte und Stollen, gänzlich ungeübt und unerfahren. Die niedersächsischen (einheimischen) Bergleute, die im Rammelsberge arbeiten — sagt ein Bericht vom Rammelsberge aus dem Jahre 1565 — „sind wie die Tagelöhner; sie können nicht sinken (d. i. Schächte abteufen) oder längen (d. i. Stollen und Strecken treiben); allein was das Feuer in der Nacht gearbeitet und gehoben (durch das sog. Feuersetzen, das Anzünden großer Holzfeuer in der Grube, machte man das Gestein mürbe), das werfen sie mit Haufen herein. Zu dem Sinken, Längen und Gewältigen (zur Abführung des Grubenwassers), das mehr Verstandes bedarf, werden meißnische Berggesellen gebraucht.“ — Ebenso wenig wie Goslar war aber die Grafschaft Mansfeld damals zur Abgabe von Bergleuten im stande, denn der Bergbau hob sich dort derart, daß Graf Albrecht in einem öffentlichen Patente fremdes Bergvolk herbeirief. Daneben sprechen auch sprachliche Gründe ganz entschieden gegen eine nähere Verwandtschaft der Oberharzer und Mansfelder.

Nach der landläufigen Annahme stammen die Bewohner der Bergstädte aus Franken, und man bezeichnet deshalb ihre Mundart meistens als harzfränkisch. Man verwechselt aber dabei die erste, in der Mitte des 14. Jahrhunderts ausgestorbene mit der heutigen, im 16. Jahrhundert eingewanderten Bevölkerung. Damals war die Besiedelung des Oberharzes von Goslar ausgegangen, und die ersten Goslarischen Bergleute, welche sich auf dem Frankenberge, dem westlichen Teile der späteren Stadt, niederließen, stammten allerdings aus dem mitteldeutschen Franken, wie ich Seite 43 bereits erzählt habe.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß die Oberharzer aus dem Erzgebirge eingewandert sind.

Der Beweis dafür läßt sich namentlich
 aus geschichtlichen Nachrichten,
 aus der auffälligen Uebereinstimmung der Gru-
 bennamen, und
 aus der Uebereinstimmung der Mundarten
 erbringen.

Der Joachimsthaler Matthesius berichtet, daß um das Jahr 1521 Joachimsthaler Bergleute in die Gegend des bald darauf entstehenden Andreasberg kamen, und noch ein Jahrhundert später lebte die Erinnerung hiervon (wie Pastor Cuppius erzählt, der nach der Eroberung Zellerfelds durch Tilly 1626 nach Andreasberg flüchtete), in der Familie eines Andreasberger Bürgers fort. Aus Joachimsthal kamen auch die beiden Beamten, welche Herzog Heinrich der Jüngere 1524 an die Spitze seines Bergbaues stellte: der Berghauptmann Wolf Sturz, der aus Geier und Annaberg stammte, und der Bergmeister Jakob Fischer, der Erbauer des Wildemänner Stollen, der einer in Freiberg, Schneeberg und Annaberg ansässigen, angesehenen Bergbau treibenden Familie angehörte. Im Jahre 1532 wurde der Schneeberger Bergmeister Hans Wolf im landesherrlichen Auftrage an den Harz geschickt; und nach Ausrichtung seines Auftrags in seine Heimat zurückgekehrt, wurde er in der Zeit, als der schmalkaldische Bund das Herzogtum Braunschweig besetzt hielt (1542—47) und sich des Harzer Bergbaus sehr annahm, zum zweiten Male nach dem Harze berufen. Ihn begleitete der gleichfalls aus Schneeberg stammende Bergmeister Lorenz Salzburger (oder Salzberger). 1549 war auch der angesehene Freiburger Geschworne Peter Rademann braunschweigischer Bergmeister: er kehrte im folgenden Jahre nach Freiberg zurück, kam aber nach einigen Jahren wieder. In derselben Zeit verbesserte der Hüttenmeister Paul Klotz aus Freiberg den Schmelzprozeß in Wildemann und Zellerfeld. Nach der Schneeberger Chronik wurde 1568 der Schwarzenberger Martin Weigel, „der Ausbund eines bergverständigen Mannes, in den Harz geschickt, wo er zwölf Jahre lang harte und schwere Bergarbeit verrichten

mußte." 1579 ging der aus Geyer stammende Joachimsthaler Bergmeister Valentin Röhling (seit 1561 „kaiserlicher Rat“) als Bergrat nach Klauenthal. Auch ein Paul Röhling aus Annaberg stand im 16. Jahrhundert in braunschweigischen Diensten. Im Jahre 1579 ließen sich „sehr viel Bergleute aus Böhmen von dem Joachimsthale“ in Andreasberg nieder. Der Harzer Chronist Häge (1572—83 Pfarrer in Wildemann), der die Frage, woher die Oberharzer eingewandert sind, der Erörterung nicht wert hält und nur einige male, wo es sich um Mord und Totschlag, um besondere Grubenunfälle u. dergl. handelt, die Heimat eines Bergmanns oder Bergbeamten erwähnt, nennt als solche dreimal Schneeberg und je einmal Buchholz, Annaberg und Freiberg. Nicht ganz bedeutungslos ist auch der Umstand, daß die Namen alter Harzer Bergbeamten, welche die Oberharzer Chroniken ohne Angabe ihrer Heimat erwähnen, zu gleicher Zeit in den Bergstädten des Erzgebirges vorkommen. So hatten die Bucher, Schindler, Diegel, Illing, Mahn und Brössel angesehene Namensvettern unter der Schneeberger Bergbevölkerung; die Metzner, Klug, Günther und Lippert unter den in Bergsachen wohlberufenen Bürgern Freibergs; die Seifert, Hoffmann und Wohlgemut können auch in Joachimsthal nachgewiesen werden; und Namen wie Bach, Franke, Fleischer, Förster, Schütze, Schuster, Schmidt u. s. w. kommen auch damals schon in mehr als einer der erzgebirgischen Städte unter Gewerken und Beamten vor.

Keiner der oben genannten Bergbeamten kam allein nach dem Harze, sondern jeder als Führer eines Stammes geschulter Arbeiter, die wieder andere nach sich zogen. Ist doch überall und zu allen Zeiten, und wird doch noch heute genau so verfahren: Als z. B. vor etwa zwei Jahrzehnten das Salzbergwerk zu Segeberg in Holstein aufgenommen wurde, sandte man nicht Oberharzer Beamte allein dorthin, sondern gab ihnen erfahrene Unterbeamte und Bergleute mit. Und nach Süd-Amerika zc. gehen Harzer Bergleute stets nur in Begleitung einer tüchtigen Mannschaft. Man kann daher mit voller

Sicherheit schließen: Woher unsere Bergstädte ihre ersten Beamten bekommen haben, da ist auch die Heimat unserer Bergbevölkerung zu suchen.kehrten auch einzelne jener Beamten später in das Erzgebirge zurück, so blieb doch die Arbeiterkolonie, die sie nach dem Harze geführt hatten, hier zurück, zumal die Bergleute in unsern Bergstädten auf Grund der Harzer „Bergfreiheiten“ mehr Rechte und Vergünstigungen genossen, als in denen des Erzgebirges.

Zu den geschichtlichen Zeugnissen über die Einwanderung erzgebirgischer Bergbeamten und Bergleute, welche wir im Vorstehenden aufgeführt haben, treten noch, den Beweis verstärkend, die oberharzischen Bergfreiheiten und Bergordnungen hinzu. Freilich daß diese denen der sächsischen Bergstädte und Joachimsthal nachgebildet sind und teilweise wörtlich mit ihnen übereinstimmen, daß sie die Berggerichte zu Freiberg und Joachimsthal als Berufungsinstanzen einsetzen, ist allein noch kein Beweis dafür, daß sie auch im Oberharze für eine überwiegend aus dem Erzgebirge stammende Bevölkerung bestimmt waren. Aber die Rücksichten, die sie im einzelnen auf erzgebirgische Einrichtungen nehmen, z. B. die Berechnung des Silbers in Schneeberger oder Meißenscher Währung, finden nur darin ihre Erklärung, daß die oberharzischen Bergleute mit diesen Einrichtungen bekannt und aufgewachsen waren. Und daß die Einwanderer ihren Zusammenhang mit der Heimat wahrten, geht u. a. daraus hervor, daß ihnen 1556 Herzog Heinrich von Braunschweig verbieten mußte, in anderen als Bergsachen die Gerichte in Joachimsthal und Freiberg anzurufen.

In geradezu auffallender Weise aber wird das Erzgebirge durch die Grubennamen als die Heimat der Oberharzer erwiesen. Hunderte von oberharzischen Gruben, ja fast alle älteren bis auf eine verschwindend kleine Anzahl tragen nämlich als Tochtergruben die Namen erzgebirgischer Gruben, die nachweislich schon vor ihnen bestanden. Bei mancher liegt dieser im Namen hervortretende Hinweis auf die sächsische und böhmische Heimat ohne weiteres auf der Hand. Ich nenne von diesen „Haus Sachsen“ (Zellerfeld 1569, Klausthal 1594, Andreasberg

1596); „Kautenfranz“ d. i. das Wappen des sächsischen Fürstenhauses (Andreasberg 1537, Klausthal 1594); „Krone Böhmen“ (Joachimsthal 1546, Zellerfeld 1576) und „König Ludwig“ (Joachimsthal 1534, Andreasberg nach 1550) — dem Könige Ludwig II. von Ungarn und Böhmen verdankt Joachimsthal seine Stadtgerechtsame. Aber ganz dieselbe Verwandtschaft zeigen auch die nach allerlei örtlichen Beziehungen, nach Schutzheiligen, nach Glück verheißenden Tieren, Pflanzen und Gesteinen u. s. w. benannten Gruben. Statt vieler nur einige recht auffällige Beispiele: In Klausthal führt noch jetzt eine Grube den Namen „Turm-Rosenhof“. Sie ist durch Zusammenlegung der beiden alten Gruben „Rosenhof“ und „Turm-hof“ entstanden. (Der Rosenhof kommt in Freiberg 1462, in Klausthal um 1590 vor). In der Nähe dieser Grube, die 1591 erwähnt wird, hat nun niemals ein Turm gestanden, nach dem sie benannt sein könnte. Wohl aber lag die schon 1531 vorkommende Freiburger Grube gleiches Namens auf dem Grund und Boden des „Turm-hofes“, eines alten Freihofes. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts Freibergs reichste Ausbeutezeche, die mit ihren „Maßen“, d. i. den auf ihrem Gange bauenden Neben-gruben, binnen 50 Jahren eine Million Thaler spendete, litt sie 1575 derart an Mangel des Aufschlagwassers, daß auf ihrem reichen Gange 900 Bergleute entlassen werden mußten. Was liegt wohl näher, als daß diese, die nach der alten Freiburger Chronik meist zum Wanderstabe griffen, die Klausthaler Gruben Turmhof (und Rosenhof) aufgenommen haben? — In Andreasberg gab es im 16. Jahrhundert die Gruben „Freudenstein“ und „Goldne Pforte“; dieselben Namen kommen mehrere Jahrzehnte vorher in Schneeberg und Freiberg vor, und die letztgenannte Stadt ist die Heimat derselben, denn das feste Schloß Freudenstein und der Dom mit der berühmten „Goldnen Pforte“ waren ihre Hauptgebäude und Wahrzeichen.

Der dritte Beweis für die Zusammengehörigkeit der Bewohner des Oberharzes und des Erzgebirges ist die Uebereinstimmung der Mundart, der Sprache beider

Gegenden. Ich gebe zunächst als Sprachprobe ein kleines Gedicht aus Schulze's „Ewerharzischer Bitter“.

Schlachter Mä. (Schlechter Mai).

Na oder (aber), Mäusche Mä, ju schlacht
 Nimmt har net ahm vielen racht.
 Har nimmt du Winter schien ofs Korn!
 Har treibts ju ärger wie der Horn (Februar).

Die arm Bliemla, gans verschreckt,
 Die halten sich in Gros verschtedt.
 Worin? das loßter sich mant jaan:
 Har kimmt ju wie dr Wauwau ahn.

Mer sollne lohm? Dan Teifel ah!
 De Barge weiß, dr Himmel gra,
 Ne Kalt, ä Watter, lasterlich, —
 Is dos ne Drnung? schamer sich!

Ja schama! Schaltne, ehrtne aus;
 Har macht sich ahm ju viel draus.
 Har machts net wiemer sichs beschteht;
 Mer mußne namme wiere fällt.

Die Sprache des Oberharzers ist eine hochdeutsche (mitteldeutsche), keine niedersächsische oder plattdeutsche Mundart. Niedersächsisch spricht der ganze Westrand des Harzes vom Ravensberg (bei Lauterberg) bis Hahausen und der Nord- und Nordostrand von Hahausen bis Ballenstedt, sowie der ganze Nordosten des Gebirges bis Braunlage, Bennedenstein, Trautenstein, Hasselsfelde, Suterode und Gernrode. Der Niedersache (oder Plattdeutsche) spricht andere Konsonanten als der Hoch- oder Oberdeutsche; er hält noch das altdeutsche *t* fest, wo unsere hochdeutsche Schriftsprache *z* setzt: (tāmen = zähmen); für das hochdeutsche *t* hat er noch *d* (Dochter = Tochter), für *f* *p* (lophen = laufen), für *ich* *ik* (eck = ich) beibehalten. Auch gebraucht er (wie allerdings auch viele

oberdeutsche Mundarten den Akkusativ „mich“) den Akkusativ meck (deck) zugleich für den Dativ mir (dir); er sagt sowohl: hei het meck eraupen (er hat mich gerufen), wie: hei hettet meck egeben (er hat es mir gegeben).

Außer der oberharzischen werden noch drei hochdeutsche Mundarten im Harzgebiete gesprochen, nämlich südharzisch, mansfeldisch und nordthüringisch. Alle vier haben statt jener plattdeutschen Konsonanten die hochdeutschen angenommen, nur in betreff des **p** finden sich einige Abweichungen. Zunächst ist am Ende der Wörter das alte **pp** und **mp** stehen geblieben; also die schriftdeutschen Wörter Kopp und Strumpf lauten in allen vier Mundarten Kopp und Strump. Sodann aber — und darin besitzen wir ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal — ist nur im Oberharzischen das plattdeutsche **p** zu Anfang der Wörter in **pf** umgewandelt; die drei andern oberdeutschen Mundarten sprechen Ferd statt Pferd, Fennig statt Pfennig.

Auch gehören diese drei zum „Mischquartier“ (sie gebrauchen, wie die Niedersachsen, mich zugleich als Dativ), so daß in diesem Punkte das Oberharzisch unter allen Mundarten des Harzgebietes ganz allein steht.

Hinsichtlich der Vokale bilden Nordthüringisch und Südharzisch die eine, Mansfeldisch und Oberharzisch die andere Gruppe. Jene haben die alten Vokale **i** und **u** beibehalten (min hūs), letztere dafür **ei** und **au** angenommen (mein Haus).

In ganz Deutschland ist nur eine Mundart, welche, soweit jene Hauptmerkmale in Frage kommen, mit der oberharzischen völlig übereinstimmt, die des oberen Erzgebirges. In beiden hört man z. B. Pfar für Pferd neben schtoppen für stopfen, Rapp für Raps: in beiden klingt **An** zu Anfang fast wie **Gn** (Gnabe statt Anabe), wird mr (mer) für wir und für man gebraucht, **rsch** für **rs** gesetzt (des Schteierisch = des Steigers), dasselbe helle **a** mit weitgeöffnetem Munde gesprochen.

Doch die Heimat der Oberharziers läßt sich aus der Mundart noch genauer bestimmen. Es ist das **westliche**

Erzgebirge, d. i. die Gegend von Schneeberg, Annaberg, Joachimsthal. Nur hier, nicht im Osten desselben, wird z. B. das *n* der Endung *gen* in die vorausgehende Silbe versetzt und als Nasenlaut gesprochen (Mörri^{ng} Mor^{gen}, mit solling Leitn mit solchen Leuten), der Infinitiv auf *a* (tumma kommen, brenga bringen) und das Adjektiv öfter auf *et* (narbet narbig, lampet abgetrieben) gebildet. Diese gemeinschaftlichen Besonderheiten der west^{er}zgebirgischen und oberharzischen Mundarten, die letztere allgemeiner festgehalten hat als erstere, sind auf fränkische Einwirkung zurückzuführen. Fränkisch ist z. B. die erwähnte Adjektivendung *et*, die Verkleinerungssilbe *le la* (Heisl, Mehrzahl Heisla Häuschen), das häufige *ä* für hochdeutsches *ei* (Aech Eiche, Gäst Geist, dräzen dreizehn, Schrä Schrei u. s. w.) Fränkisch sind auch viele oberharzische Wörter, die im Erzgebirge heutzutage nicht mehr üblich sind (z. B. wallen gin spuken, zochen umziehen, zipperig furchtsam, porren reizen, kazen vor Uebermut laut schreien, greina weinen).

Diese fränkische Färbung des oberharzisch-erzgebirgischen Dialekts weist darauf hin, daß jene Auswanderung aus dem Westen des Erzgebirges nach dem Oberharze in einer Zeit stattfand, in welcher dort fränkische Bergleute unter der aus dem Meißnischen zufließenden Bevölkerung sich sesshaft machten. Für Joachimsthal bezeugt Matthaeus fränkische Einwanderung über Neudorf und Lichtenstadt; aus der Schneeberger Chronik läßt sich eine lange Liste fränkischer Gewerke, Bergleute und Bergbeamte aus Wunsiedel, Kronach, Nürnberg u. a. D. aufstellen; nach dem Berichte eines Franken, der zu den ersten Ansiedlern in Schneeberg gehörte, stammte das Volk, welches dort zusammenströmte, aus „Zwickau, Sachsen und Franken“. Eine ganze Anzahl gleichnamiger Gruben des Erzgebirges und Oberharzes ist nach fränkischen Schutzheiligen benannt, nach S. Kilian (Schneeberg, Andreasberg), S. Burchard (Schneeberg, Andreasberg), Kaiser Heinrich II. dem Heiligen (Joachimsthal, Schneeberg, Oberharz), S. Wolfgang (Schneeberg, Joachimsthal, Freiberg, Klausthal, Andreasberg). Daß ferner der Tiroler Bergheilige Daniel so

vielen Gruben (Schneeberg, Freiberg, Joachimsthal, Andreasberg, Klausthal) den Namen gab, wird teilweise auf die geschichtlich beglaubigte Einwanderung einzelner Tiroler Knappen, teilweise auf die Gewerke des fränkischen Nürnberg zurückzuführen sein, die im Jnnthal wie im Erzgebirge vertreten waren.

Die fränkischen Einwanderer kamen ohne Zweifel zum großen Teile aus den uralten Bergbaugenden am Fichtelgebirge und Main. Denn im Jahre 1550 ließ sich der Markgraf Albrecht von Ansbach-Bayreuth veranlaßt, auswärtige Bergleute in sein Land zu rufen, da die Gruben, die noch „vor kurzem in Esse und Würden gewesen, durch allerhand Widrigkeit“ (jedenfalls durch Auswanderung der Bergleute nach dem neuen Dorado im westlichen Erzgebirge und im Oberharze) „in Auflaß und Stocken geraten“ waren. — Andere Franken siedelten aus dem angrenzenden Vogtlande, dessen Bergbau nicht recht gedeihen wollte, nach dem Erzgebirge über.

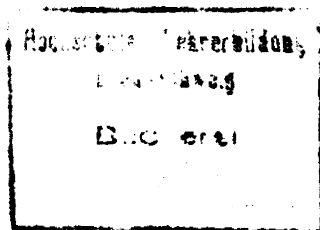
Aber auch die aus Freiberg in Sachsen den neuen Städten im westlichen Erzgebirge zuströmenden Bergleute hatten vielfach fränkisches Blut. Denn Goslarische Bergleute fränkischen Stammes hatten einst, kurz vor dem Jahre 1200, in Gemeinschaft mit Böhmen die Stadt Freiberg gegründet, deren älterer Stadtteil auf dem rechten Ufer des Münzbachs noch heute in Erinnerung an die aus der niederjächsischen Stadt Goslar Eingewanderten die Sächsstadt heißt.

Der Umstand, daß die fränkische Färbung der Mundart im Oberharze stärker ist als im Westerzgebirge, findet gewiß seine ausreichende Erklärung in der inselartigen Abgeschlossenheit des Oberharzes. Daneben steht aber auch fest, daß bei der Aufnahme des oberharzischen Bergbaues mindestens einzelne Knappen direkt aus Franken zuwanderten, z. B. aus Schleusingen in der Grafschaft Henneberg.

Fassen wir zum Schlusse noch einmal das Ergebnis unserer Untersuchung zusammen, so ist es dieses: Die Oberharzer sind zum überwiegend größten Teile aus den

Städten des westlichen Erzgebirges eingewandert und gehören der Mehrzahl nach dem ober-sächsischen, zu kleinem Bruchteil dem fränkischen Stamme an. —

In Goslar und Grund befanden sich die Einwanderer in der Minderzahl und haben deshalb ihre Mundart nicht bewahren können.



In demselben Verlage erschienen ferner:

F. Günther,
Der Ambergau.
gr. 8°. 576 Seiten. 12 Mk.

Der Verf. hat in diesem Werke eine auf breiter Basis beruhende Darstellung der kirchlichen, administrativen, industriellen und sozialen Verhältnisse des Ambergau's, jenes am Westrande des Harzes, etwa zwischen Seesen und nördlich von Bodenm sich erstreckenden, das Flußgebiet der Rette umfassenden Gau's in alter und neuer Zeit gegeben.

Dem Verf. muß das Lob erteilt werden, daß er mit Lust und Liebe sich in seinen Gegenstand vertieft und die vorhandene Litteratur zu seinem Zwecke in ausreichender Weise benutzt hat.

(Histor. Zeitschr. 1889, Heft 4.)

F. Günther,
**Der Harz in Geschichts-, Kultur- und
Landschaftsbildern geschildert.**

Mit einer die Gau-, Diözesan- und Sprachgrenzen enthaltenden Karte. gr. 8°. 912 Seiten. I. Halbbd. 4 Mk. II. Halbbd. 9 Mk., kompl. brosch. 13 Mk., geb. 15 Mk.

Für den Harz liegt eine solche Schilderung von F. Günther vor, die aber nicht auf seine geologischen Verhältnisse sich beschränkt, sondern mit ebenso viel Liebe wie Sachkenntnis ein vollständiges Bild des in geschichtlicher, technischer und naturwissenschaftlicher Beziehung so merkwürdigen Gebirges liefert. Von der alten Gaueinteilung ausgehend, schildert unser Gewährsmann die Besiedelung des Harzes, die Sitten seiner ersten Bewohner und ihres Uebertrittes zum Christentum, seine Verkehrswege, gegenwärtigen Bewohner und seine Gliederung, sein Klima, seinen geologischen Bau und seine mineralogischen Schätze, um dann einige geschichtliche Episoden und die Beschreibung einzelner Orte in breiterer Ausführung zu geben. Dadurch bildet das mit einer vortrefflichen Karte versehene Buch eine äußerst fesselnde Lektüre, die dem Harzer wie den ihn besuchenden Fremden in gleicher Weise nützlich sein wird. (Deutsche Revue 1889, Märzheft.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Provinz Hannover

in Geschichts-, Kultur- u. Landschaftsbildern.

In Verbindung mit C. Diercke, A. Ebert, E. Görges,
F. Günther, W. Hering, L. Rosenbusch und
H. Steinborth herausgegeben von Johannes Meyer.

Zweite vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte der Provinz
Hannover von C. Diercke.

Lex.: 8° VII u. 1686 S. brosch. 14 Mk., geb. mit Rotschnitt
16 Mk. 40 Pf.

Die Herausgeber haben sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, eine Schilderung ihres schönen Heimatlandes zu geben, und gern folgt ihnen der Leser auf den Wanderungen, welche sie, erfüllt von inniger Liebe zu ihrem engeren Heimatlande und gestützt auf wissenschaftliche Forschung, durch die einzelnen Gauen der Provinz antreten. In der Einführung gibt der Verfasser zunächst eine Beschreibung der Provinz Hannover nach Lage, Begrenzung und Größe, geht auf die geognostischen und klimatischen Verhältnisse ein und gibt eine anziehende Schilderung der Bewohner, deren Industrie und Handel, Ackerbau, Viehzucht und Forstwirtschaft. Die politische Einteilung und ein geschichtlicher Rückblick machen den Beschluß des inhaltreichen Abschnitts aus. Nicht minder interessant ist der zweite Teil, in welchem Schulinspektor Günther in Klausenthal das Gebirgsland des Harzes behandelt und uns die Reize dieses Theiles der Provinz in anziehender Weise schildert. Nicht mit trockenen wissenschaftlichen Angaben begnügt er sich, sondern er weiß den vorliegenden Stoff durch eingesflochtene Sagen an denen ja der Harz so reich ist, auszumühen und zu weitem; er führt uns in das Leben der Bergleute ein, gibt uns einen Begriff von dem Hüttenwesen der Provinz und macht uns mit dem eigenthümlichen Charakter ihrer Berglandschaften in ansprechender Weise vertraut. Im dritten Abschnitt wird von demselben Autor das Leine-Bergland einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Auch in diesem Kapitel wird dem Leser ein interessanter Einblick geboten. Dasselbe gilt von dem Abschnitt über das Weser-Bergthale, dessen Schilderung vom Oberlehrer E. Görges übernommen wurde. Die Ausstattung, welche die Verlagshandlung dem Werke gegeben hat, ist eine geschmackvolle und gediegene. Die beigegebenen Illustrationen sind sauber ausgeführt und dienen dem Buche zu besonderer Zierde. (Weser-Zeitung, 16. Februar 1888.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

